Feb. 2013

62 unique

interkulturelles Studentenmagazin für Jena, Weimar & Erfurt

Identität — **Vom Landidyll zum Großstadtkiez**

Israel — **Deutsche Geschichte im Nahen Osten**

Journalismus — **Im Gespräch mit Ulrich Wickert**

Anzeige

Kristall Sauna-Wellnesspark mit Soletherme Bad Klosterlausnitz

Ein Highlight, das jeden Besuch noch attraktiver werden lässt ist das Thermalsole-Außenbecken mit **12 % Solegehalt**. Schweben Sie wie im Toten Meer durch den Auftrieb des hochprozentigen Solegehalts. Genießen Sie dieses ganz besondere Badeerlebnis. Die konzentrierte Sole fördert die Gesundheit der Gelenke und der Muskulatur und regt den Stoffwechsel an.

Große Thermenwelt mit bestem Thermal-Solewasser

12 %-iges Thermalsole-Außenbecken, Wellenbad, **3 Dampfbäder**, Strömungskanal, Eltern-Kind-Bereich, Solarienwiese, 4 x täglich kostenlose Wassergymnastik, Thermen-Restaurant u.v.m.

Die **beiden Natronbecken** unterstützen die Gewichtsreduktion, entgiften und entschlacken.

Saunawelt mit Thüringen's größter Sauna

11 Themen-Saunen, Spezial-Aufgüsse, **2 Dampfbäder**, Osmanischer Hamam, Innen- und Außenbecken, Whirlpool, **Eisnebelgrotte**, Sauna-Restaurant, großer Liege- und Freibereich u.v.m.

Täglich ab 12 Uhr textilfrei Baden in der gesamten Therme. Mittwoch und Sonntag ab 12 Uhr Baden mit oder ohne Badebekleidung.

- **Monatliche Events** z.B. Saunafeste, Romantisches Vollmondschwimmen, Damen- oder Herrenverwöhntage u.v.m. bieten abwechslungsreiche Unterhaltung.
- **Wellness-Angebote** im Massagebereich gibt es eine große Auswahl von Verwöhnangeboten z.B. Massagen im Osmanischen Hamam. Gerne beraten wir Sie ausführlich.
- Alle **„Geburtstagskinder"** haben gegen Vorlage des Ausweises an diesem Tag **FREIEN EINTRITT!**

Studenten-Tarif:

Studenten erhalten 30 % Rabatt auf alle regulären Eintrittspreise. Karten gibt´s an der Uni-Infothek!

TOP ANGEBOT ★ TOP ANGEBOT ★ 30% RABATT

www.kristall-saunatherme-bad-klosterlausnitz.de

Öffnungszeiten außer 24.12.
Mo, Mi, Do, So 9 – 22 Uhr · Di, Fr, Sa 9 – 23 Uhr

Köstritzer Str. 16 · 07639 Bad Klosterlausnitz
Tel. (03 66 01) 598-0 · Fax 598-33

Reisemobil-Stellplätze direkt an der Therme

Editorial

Man kennt diesen Satz aus unzähligen Pop-Songs und auch in der Werbekampagne eines Innenausstatters wäre er nicht fehl am Platz: „Home is where your heart is.” Vom Aushängeschild für Kitsch und Konsum bis zum Inbegriff der persönlichen Identität: „Heimat“ ist vielfältig einsetzbar.

Das zeigt auch die Geschichte seiner politischen Inanspruchnahme. Zwischen der „Blut-und-Boden“-Ideologie im Dritten Reich und dem „Thüringer Heimatschutz“ scheint sich eine gewisse Kontinuität der Begriffsverwendung abzuzeichnen. Dem gegenüber stehen seit den 1960er-Jahren die ökologische Heimatpflege der grünen Bewegung und neue Postulate wie das Fatih Akins, der seine Hommage an Hamburg-Wilhelmsburg, *Soul Kitchen*, als „neuen Heimatfilm“ anpries. Der Entwicklung des Konzepts „Heimat“ und einer möglichen „neuen Heimat“ nähern wir uns ab Seite 19 an. Schließlich werden wohl wenige Begriffe so häufig und in unterschiedlichen Kontexten bemüht: Manche halten ihn für einen „ur-deutschen Mythos“ – Kulturwissenschaftler und Anthropologen dagegen sehen in ihm eine universal menschliche Kategorie. Früher dachte man womöglich an ein ländliches Idyll, wenn von „Heimat“ die Rede war. Heute fällt der Begriff auch im Kontext des Städteviertel-Umbaus. Dabei sind Kulturräume selten streng abgegrenzte Inseln. Über fließende Identitäten und den Versuch, die eigene Heimat zwischen Polen, Deutschland und Schlesien zu definieren, lest ihr ab Seite 12.

Gerade auf Reisen werden die eigenen Wurzeln oft zum Fluchtpunkt – man hat Heimweh. Was einen ursprünglich aber vom angestammten Ort forttrieb, war das Fernweh. Mit dem Widerspruch dieser beiden Gefühle setzen wir uns auf Seite 9 auseinander. Dass man zum Ort seiner Herkunft durchaus ein gespaltenes Verhältnis haben kann – vor allem, wenn man in einiger Distanz zu ihm lebt – zeigt eine Gegenüberstellung auf Seite 8.

Der Blick aus der Ferne bestimmt auch unsere Rezension eines Mangas, der Deutschland überraschend aufschlussreich porträtiert, ohne dass der japanische Autor hierfür einen biographischen Bezug zum Land geltend machen müsste (S. 36). Schritt für Schritt entfernen wir uns damit von einem exklusiven „Heimat“-Begriff, der die jeweils „Anderen“ ausschließt und eine innere Einheit behauptet, wo keine ist.

So beginnen wir das Jahr 2013 mit einem Thema, das uns herausfordert zum Umdenken, zum Neudenken des Gewohnten – was Voraussetzung ist für gegenseitiges Verständnis und Austausch zwischen Kulturen inner- und außerhalb der Hochschule. Für diesen Anspruch erhielten wir im Dezember 2012 eine Auszeichnung vom „Bündnis für Demokratie und Toleranz“ der *Bundeszentrale für politische Bildung*. Wir möchten uns an dieser Stelle bei allen Förderern und Unterstützern der *unique* bedanken, die diesen Erfolg möglich gemacht haben und wünschen viel Spaß bei der Lektüre der 62. Ausgabe.

I N H A L T

EinBlick

Rom mit antiken Augen gesehen
Ein fiktiver Spaziergang durch die Ewige Stadt 6

Karl May, Kubba und Ölförderung
Von der Hassliebe zur fernen Heimat Kurdistan 8

Hier daheim und dort zuhause
Den Widerspruch zwischen Heim- und Fernweh aushalten 9

***memorique*: Elefanten im Raum**
Auf der Suche nach deutsch-jüdischer Geschichte in Israel 10

Traue keinem Link, den du nicht selbst gesetzt hast
Moral, Ethik und Suchmaschinenoptimierung 12

Foto-Essay: Fun
„Fahrgeschäfte" irgendwo und nirgendwo 14

Einmal Indien hin und zurück, bitte!
Praktikum mit AIESEC auf dem Subkontinent 15

Heimat jenseits der Nation(en)
Schlesische Identität(en) zwischen Deutschland und Polen 17

WeitBlick

Neue Heimat
Wandlungen eines umstrittenen Begriffs 19

„Stefan Raab, nein, so etwas gucke ich mir nicht an… "
Journalisten-Legende Ulrich Wickert im Gespräch 21

Gefährlicher Kampf um die Menschenrechte
Gegen Unterdrückung und Mord auf den Philippinen 24

***Rezension*: Arme Roma, böse Zigeuner**
Antiziganismus in Vergangenheit und Gegenwart 26

LebensArt

Ich muss immer dichten
Von den Tücken der Selbstständigkeit als Künstler in Deutschland 27

***Rezension*: Ödipus unter der Dusche**
Die schwierige Entstehung von Alfred Hitchcocks *Psycho* 29

Alien(ation), Acid & Apocalypse
Gregg Arakis Filme und das „New Queer Cinema“ 30

WortArt

Najola Martinas „Van Duitsen bloed“
Deutsche Vergangenheitsbewältigung auf Papiamentu 32

***Kolumne*: Pragmatisch**
Prof. Dr. Thomas Honegger über Interaktion am Mittagstisch 34

***kreatique*: NACHTGESPENSTER**
Düstere Gänge, gottverlassene Häuser und der Eis-See der Realität 35

Ein Monster aus Deutschland
Zeichnerische Ferndiagnosen eines Japaners 36

übrique
Leserbriefe | Impressum | Bildnachweis 38

Ehrenamtliche Job-Mentoren gesucht!

Wir bieten eine neue Schulung für Jobmentoren an:

Bildungswerk der Thüringer Wirtschaft

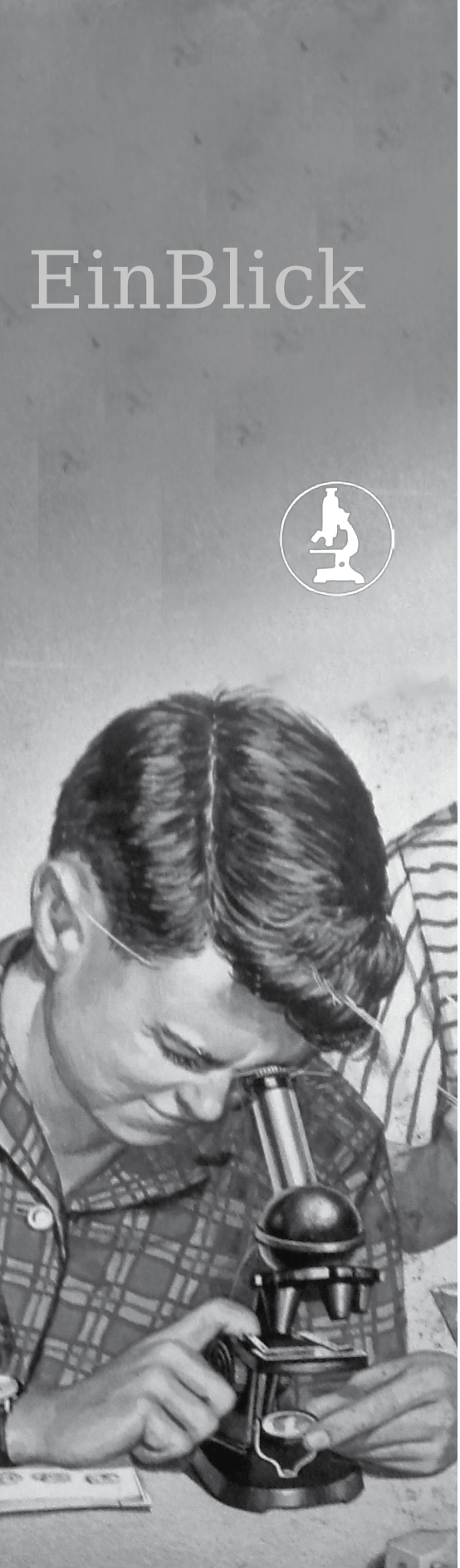
06.02.2013 bis 26.06.2013
mittwochs 16.30 – 19.00 Uhr

Teilnehmergebühr: kostenlos
Anmeldung: bis zum 31. Januar 2013

Veranstaltungsort:
Bildungswerk der Thüringer Wirtschaft e.V.
Steinweg 24, 07743 Jena

Ansprechpartner für Rückfragen und die Anmeldung: Frau Dr. Kristina Nowak (BWTW e.V.)
Tel: 03641-637590.

Anzeige



Rom mit antiken Augen gesehen

Lucius Gaius führte ein beschauliches Leben – bis eines Morgens in seiner Lieblingsstadt nichts mehr so ist wie zuvor. Ein ungewöhnlicher Städtebericht.

von Babs

Ostia, eine kleine, florierende Hafenstadt nahe dem antiken Rom. Wir schreiben das dritte Jahrhundert nach Christus. Lucius Gaius hat soeben sein Haus verlassen, das unweit des Hafens liegt, um in Rom einige Angelegenheiten zu erledigen. Unter anderem möchte er sich ein Spektakel im Kolosseum ansehen. Doch zunächst geht er in die nahegelegene *Terme di Foro*. Auch wenn er fast jeden Tag hier ist, beeindruckt ihn das Mosaik des Neptun doch jedes Mal aufs Neue. Sinnend steht er einige Momente davor, bevor er baden geht.

Blitze im Kolosseum

Der Weg nach Rom ist nicht weit. Doch als Lucius in der Stadt ankommt, bleibt ihm fast das Herz stehen: Unmengen von Menschen haben sich vor dem Kolosseum versammelt. Sie ähneln ihm alle so gar nicht, und ständig heben sie geheimnisvolle Apparate in die Luft, aus denen Blitze schießen. Ist es das Ende der Welt? Der Zorn des Jupiter, der ihn überkommt? Doch Lucius beruhigt sich schnell: Vermutlich handelt es sich nur um neue Sklaven aus sehr fremden Ländern. Also hinauf ins Kolosseum. Lucius erinnert sich noch gut an die Zeit, als 50.000 Einwohnern Roms die Freuden der Brot und Spiele verwehrt geblieben waren, weil ein Blitzschlag das Gebäude getroffen hatte. Doch nun ist es, Jupiter sei Dank, wieder nutzbar und so freut sich Lucius auf einen guten Gladiatorenkampf.

Im Kolosseum angekommen, stellt er jedoch entsetzt fest, dass sich die Geschichte vor seinen Augen wiederholt: Die Gesandten des Jupiter stoben laut lachend durch die Gänge und verschleudern in ihrem Übermut Blitze in alle Ecken des Amphitheaters. Bereits die Hälfte des Baus ist getroffen, eingestürzt bis auf die Ruinen.

Entsetzt flieht Lucius zum *circus maximus*. Heute ist kein Feiertag, denkt er bei sich, heute werde ich dort unbehelligt sitzen können und die prachtvollen Mosaiken bewundern. Weit gefehlt. Als er ankommt, traut Lucius seinen Augen kaum. Was kann über Nacht nur mit dem prächtigen Feld passiert sein? Hier kann kein Wagenrennen mehr stattfinden, hier gibt es nur noch Rasen. Der Zorn der Götter muss riesig sein, fürchtet er und überlegt schon, heute Abend eine große Feier zu Ehren von Jupiter und Minerva zu geben. Sonst würde am Ende ganz Rom unter wucherndem Wald begraben sein.

Da wird sich Konstantinopel ärgern

Nein, das Durchatmen ist dem armen Lucius nicht möglich. Als er die Straßen hinauf in die Stadt geht, bemerkt Lucius erst nach einer halben Stunde erstaunt, dass er diesen Teil Roms nicht einmal mehr einordnen kann. Er hat ihn noch als brachliegendes Land in Erinnerung, stattdessen erhebt sich vor ihm nun ein Bau, der in seiner Pracht sogar das mächtige Pantheon übertrifft. Aber was steht neben der – zweifelsohne beeindruckenden – Kuppel für ein komischer Kerl, den Arm mahnend in die Höhe gestreckt? Ist das etwa diese Mystikfigur

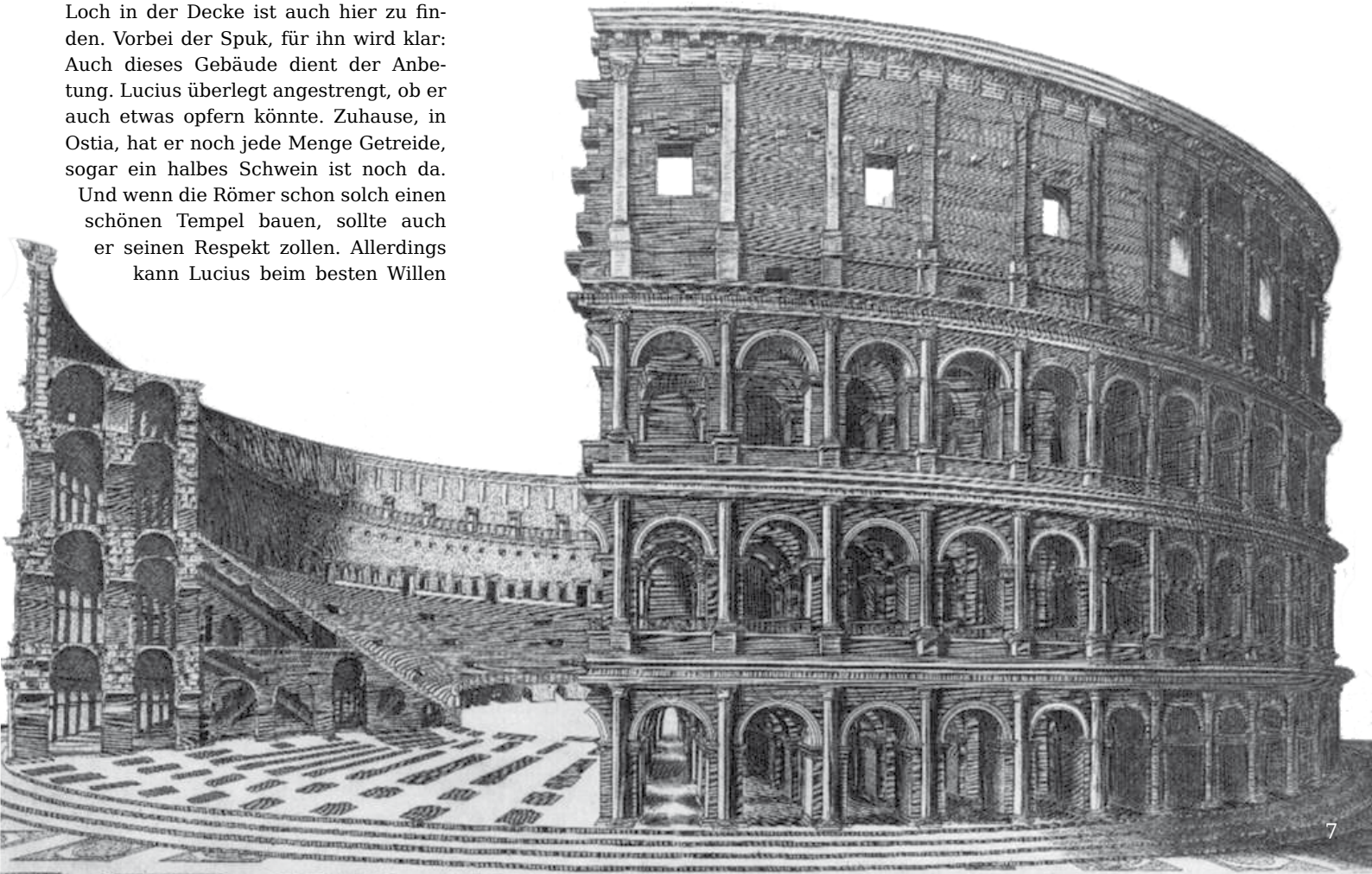
jener jüdischen Sekte? Sie kommt ihm seltsam bekannt vor. Aber, was solle die auf diesem prachtvollen Bau? Lucius packt die Neugier. Er schaut sich lange auf dem Vorplatz um und bemerkt dann zu seinem Erstaunen eine weitere Neuheit: Der Obelisk, der schon seit Jahren nach Rom gebracht werden sollte, dann aber in Alexandria blieb, ist angekommen. Endlich ein Zeichen. Konstantinopel wird sich ärgern. Die Inschrift jedoch gibt ihm wiederum ein Rätsel auf – des großen Iulius Caesars Asche, hier, oben im Obelisken? Die Welt hat sich verändert.

Dennoch, ihm lässt das große Haus, dieser Tempel, der so stolz über dem Platz thront, keine Ruhe. Als er ihn betritt, erschrickt er: Es sind Massen an Menschen, die ehrfürchtig auf und ab gehen, also passt Lucius sich an. Im vorderen Teil des Gebäudes angekommen, blickt er auf und muss lachen – es ist nur ein Ableger des Pantheon. Das kreisrunde Loch in der Decke ist auch hier zu finden. Vorbei der Spuk, für ihn wird klar: Auch dieses Gebäude dient der Anbetung. Lucius überlegt angestrengt, ob er auch etwas opfern könnte. Zuhause, in Ostia, hat er noch jede Menge Getreide, sogar ein halbes Schwein ist noch da. Und wenn die Römer schon solch einen schönen Tempel bauen, sollte auch er seinen Respekt zollen. Allerdings kann Lucius beim besten Willen keinen Opferaltar entdecken. Er schaut sich noch eine Weile um, doch die Menschenmassen überfordern ihn. Müde verlässt er die Basilika und setzt sich auf den Vorplatz.

Einige Dinge ändern sich nie...

Allmählich wird ihm bewusst, dass sich dieser „Christus“, wie sie ihn damals abfällig genannt hatten, tief in die Herzen der Römer gebrannt hat. Überall werden ihm Tempel gewidmet, es ist wirklich nicht erstaunlich, dass Jupiter mit all seinen Gesandten versucht, sich zu behaupten. Noch mehr jedoch scheinen sich die neuen Römer für eine Frau zu begeistern, die die Mutter dieses Christus gewesen sein soll. Lucius seufzt laut. Diese ewige Melodramatik-Sehnsucht der Stadtleute ist kaum zu ertragen!

Ein runder, nasser Fleck auf dem Boden des Pantheon ist auch heute das erste, was ich sehe, als ich das Gebäude betrete. Auch 1.700 Jahre nach Lucius Gaius´ Zeit gibt es noch keine Decke, die die Kuppel eines der am besten erhaltenen Bauwerke der Antike abdeckt. So regnet es noch immer hinein in das Gebäude, das wohl Rom am besten repräsentiert. Gebaut im ersten Jahrhundert nach Christus, diente es zunächst vermutlich der Verehrung römischer Götter, bevor es an die Kirche weitergegeben wurde. Heute finden sich die Grabmäler von Raffael zwischen dem des ersten Königs Italiens, Vittorio Emmanuele, und einem Altar zur Anbetung der Madonna. Bei meinem Weg durch Rom wird mir mit den Augen Lucius Gaius´ bewusst: Auch wenn sich die „Sekte“ inzwischen etabliert hat, wird das Zusammenleben zwischen christlicher Religion und antikem Schaffen wohl nirgendwo so zelebriert wie in der Ewigen Stadt. Und nirgendwo lebt man so sehr von der Vergangenheit und so wenig von der Zukunft. □



Karl May, Kubba und Ölförderung

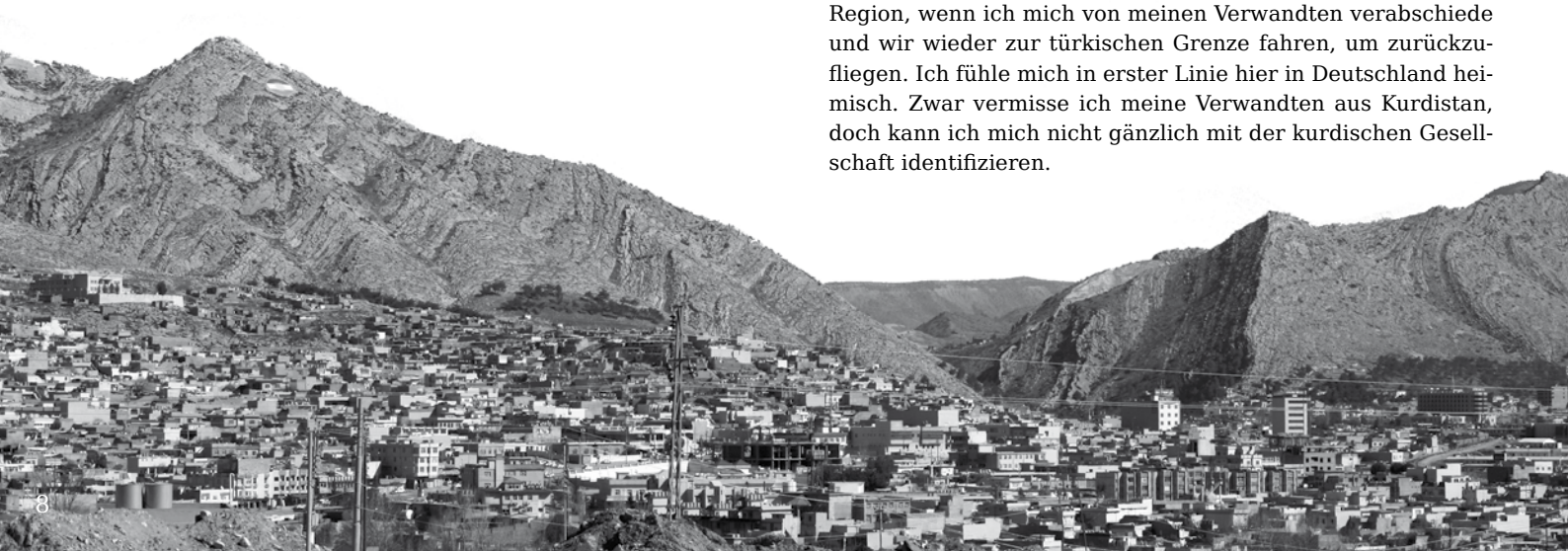
von Makito

Warum ich meine Heimat liebe…

Die Stadt Duhok, im kurdischen Teilstaat im Norden des Irak, die Heimat meines Vaters. Mit ihm war ich im Sommer 2012 dort. Die vielen Hügelformationen rund um die Stadt erinnern ein wenig an Jena Lobeda. Mir gefallen die zerklüfteten Berge und der warme Spätsommerwind. Unweigerlich muss ich an Karl Mays Abenteuer in *Durchs wilde Kurdistan* denken, die er hier erlebt haben will. Die Gastfreundschaft der Menschen kann man mit keiner anderen vergleichen und ich freue mich jedes Mal, meine Großeltern wieder zu sehen, auch wenn ich die kurdische Sprache nicht gut beherrsche. Die hiesige Küche, überall frisch zubereitet, schmeckt wunderbar, wie zum Beispiel die Kubba, Reisbällchen mit Hackfleisch, die in der Pfanne gebraten werden.
Die Märkte und alten Basare locken mit orientalischen Gewürzen und Backwaren. An diesen Orten scheint die Zeit still zu stehen, wären da nicht die mehreren Glaskästen, in denen neueste elektronische Waren blinken. Klimbim und unbrauchbarer Schnickschnack werden hier von den Händlern hochgehalten und angeboten. Aber sowas macht eben den Charme solcher Plätze aus. Die seit etwa 6.000 Jahren bestehende Zitadelle in der Hauptstadt Erbil wird zurzeit von der UNESCO als Welterbe vollkommen restauriert, teilweise eingestürzte Gebäude werden neu errichtet. Seit meinem letzten Besuch vor ein paar Jahren hat sich die Stadt stark verändert und rasant entwickelt: Straßen werden ausgebaut, prächtige Bauten, Hotels und Regierungsgebäude wachsen in die Höhe, auch wenn viele davon noch unfertig sind. Ich finde dieses Wachstum und den schnellen Reichtum im Land schon unglaublich. Es kommt mir ein wenig unwirklich vor, wie sich eine Region so stark und schnell ändern kann.

…und es mir dennoch schwer fällt, mich dort heimisch zu fühlen

Seit der Ölförderung gibt es innerhalb der kurdischen Bevölkerung einen stärkeren Zusammenhalt, da der Schritt zur Autonomie für sie scheinbar näher rückt. Dennoch gibt es bei den Kurden Unsicherheit, weil der Iran, die Türkei und Syrien die Entwicklung im Norden Iraks nicht gutheißen. Die PKK, die immer wieder mit Angriffen auf das türkische Militär von sich reden macht, wird von der Mehrheit der Bevölkerung eher kritisch gesehen und ihre Gewaltbereitschaft abgelehnt.
Der Reichtum des kurdischen „Turbo-Kapitalismus“ teilt sich unter den Clans der führenden Mitglieder der beiden großen kurdischen Parteien auf: der Kurdischen Demokratischen Partei (KDP) von Massud Barzani und der Patriotischen Union Kurdistans (PUK) von Dschalal Talabani, dem derzeitigen Staatspräsident des Irak. Die Regionalregierung in Kurdistan ist bekanntermaßen korrupt und die Politiker plündern Milliarden von Dollar pro Jahr aus Investitionstätigkeiten in der Region. Hinzu kommen die vielen Bauvorhaben, die allzu oft im Sand verlaufen, da die ausländischen Firmen, meist aus Syrien oder der Türkei, mit dem Geld einen dicken Reibach machen. Die Konsequenzen sind halbfertige Gebäude, die wie Ruinen aussehen, Pfusch am Bau, Einsatz von billigem Material und über mehrere Jahre andauernde Bauzeiten. Manchmal wird das Geld auch ohne Gegenleistung eingesackt und man verschwindet über alle Berge. Die große Herausforderung beim Aufbau des Staates, die Konflikte um die ölreiche Region in der Provinz Kirkuk und eine korrumpierte Gesellschaft: All das hinterlässt bei mir immer wieder einen fahlen Beigeschmack und Sorgen um die Zukunft der gesamtkurdischen Region, wenn ich mich von meinen Verwandten verabschiede und wir wieder zur türkischen Grenze fahren, um zurückzufliegen. Ich fühle mich in erster Linie hier in Deutschland heimisch. Zwar vermisse ich meine Verwandten aus Kurdistan, doch kann ich mich nicht gänzlich mit der kurdischen Gesellschaft identifizieren.



Hier daheim und dort zuhause

Heimat ist dort, wo das Herz ist. Aber wo ist das Herz eigentlich zu Hause? Und kann man Heimat auf mehrere Orte verteilen? Eine Spurensuche.

von Anne

Die Kiste vor mir ist gut gefüllt, bestimmt 300 Fotos liegen darin. Ich greife eins heraus: Es zeigt die Straße zu einem Hafen. Der Himmel ist blau, auf dem Boden liegen einige Schneereste, ein gewöhnlicher Sonnentag im Winter. Die Kiste enthält viele Aufnahmen dieser Art: Schnappschüsse des Alltäglichen, von Orten, an denen ich für einige Zeit gelebt habe. Wenn ich sie betrachte, denke ich an Menschen, denen ich unbedingt mal wieder schreiben müsste. Mir schießen Erinnerungen an Ereignisse in den Kopf, die ich an diesem Ort erlebt habe, und es macht sich ein Gefühl breit, das ich nicht wirklich definieren kann: Ist es nun Fernweh oder Heimweh?

Ein guter Freund von mir sagte einmal, für ihn sei Heimat der Ort, an dem er aufgewachsen ist, dort sei er zu Hause. Wie das Herz einen anderen Ort als Heimat bestimmen soll, verstehe er nicht ganz, schließlich habe man dort seine Wurzeln. Ich kann ihm zustimmen: Der Ort, an dem man aufwächst, hat bei den Meisten einen besonderen Platz im Herzen. Manchmal frage ich mich aber, ob mein Herz nicht bereits an verschiedenen Orten der Welt zu Hause ist.

Dass ich, als typisches „Nesthäkchen“, mit 16 Jahren beschloss, mein elftes Schuljahr in den USA zu verbringen, hat viele überrascht. Ich sehe diese Entscheidung bis heute als eine der besten meines Lebens an. Einmal Feuer gefangen, verbrachte ich dann auch das komplette zweite Jahr meines Bachelor-Studiums im Ausland, in Huelva (Spanien) und Boston (USA). Diese Erfahrungen haben mein Verständnis von Heimat stark verändert.

Natürlich ist jede triviale Alltagshandlung an einem neuen, fremden Ort zunächst ein kleines Abenteuer. Kurz auf meine Ankunft in Boston folgte schon der erste Tag an der Uni. Ich kannte niemanden, der mich auf meinem Weg dorthin begleiten würde. Als Mädchen aus der Kleinstadt nahm ich also meinen Stadt- und U-Bahnplan in die Hand und machte mich auf den geschätzt 30 Minuten langen Weg zur Uni. Glücklicherweise ist Bostons U-Bahnsystem vergleichsweise übersichtlich; trotzdem hatte ich ein gewisses Unruhegefühl im Magen, das erst verschwand, als ich an der richtigen Haltestelle angekommen war. Der tägliche Weg zur Uni wird schnell zur Routine. Das anfängliche Gefühl von Fremdheit weicht dem Alltag und ich beginne, mich heimisch zu fühlen. Es gibt viele Ereignisse dieser Art: der Arztbesuch in Spanien oder die Beantragung einer Arbeitserlaubnis in den USA. Alle „Aufgaben“ lösen zunächst ein Gefühl der Unsicherheit aus. Doch mit der Bewältigung dieser Aufgaben fühle ich mich ein Stück sicherer in meiner neuen Umgebung.

Zwar muss auch ich zugeben, dass während meiner Zeit im Ausland nicht immer alles perfekt war, doch blende ich die unangenehmen Ereignisse meist aus meinen Erinnerungen aus oder sehe sie als nicht mehr so gravierend an. Zeichne ich damit ein geschöntes Bild von meiner „anderen“ Heimat? Würde ich sie andernfalls überhaupt so nennen? Diese Frage habe ich mir oft gestellt und bin zu dem Entschluss gekommen, dass ich sie mir auch stellen müsste, wenn ich von dem Ort spreche, an dem ich aufgewachsen bin. Ob ich beim Betrachten der Fotos nun Heimweh oder Fernweh empfinde? Ganz klar: sowohl als auch. Heimweh, weil ich den Ort und die Menschen vermisse und dahin zurückkehren möchte. Fernweh, denn ich sehne mich danach, noch mehr Neues an diesem Ort zu entdecken.

Jeder Ort, an dem ich verweile, prägt mich auf eine besondere Art und Weise: In Spanien bin ich gelassener geworden, in den USA wurde mir bewusst, dass man nicht immer mit dem Strom schwimmen muss und trotzdem Anerkennung findet. Heimat ist für mich mehr als nur ein Punkt auf der Landkarte, sie ist es ein Zusammenspiel von Umgebung, Menschen und Erfahrungen. Klar, meine Wurzeln liegen dort, wo ich aufgewachsen bin und wo meine Familie lebt. Doch hält mich das nicht davon ab, andere Orte, an denen ich gelebt habe, heimisch zu nennen. □

Elefanten im Raum

„Deutsche/s in Palästina und Israel“: Jenaer Studenten und Doktoranden erleben im Nahen Osten die Allgegenwärtigkeit von Geschichte und die innere Zerrissenheit eines Landes, die ihnen vorher nicht bewusst war.

von den deutschen Teilnehmern der Weimar Summer School 2012

Wir sind in Israel, genauer in Nazareth und besichtigen einen deutschen Soldatenfriedhof des Ersten Weltkrieges. Dessen zugehöriges Denkmal mit wuchtiger NS-Architektur und in Eichenholz geschnitzten Reliefs wurde 1935 errichtet. Der deutsche Hobby-Historiker Norbert Schwacke, der uns diesen Ort zeigen soll, redet über die Schicksale der Soldaten; die Architektur und deren Hintergrund erläutert er kaum. Er spricht überwiegend deutsch mit uns, obwohl er Englisch kann, israelische Studenten neben ihm stehen und wir ihn mehrfach bitten, englisch oder auch hebräisch zu sprechen. Wir müssen uns der Besonderheit dieses Ortes erst bewusst werden: In der arabisch-christlichen Stadt Nazareth stehen wir auf einem – bis heute von der deutschen Kriegsgräberfürsorge gepflegten – Friedhof mit monumental-nationalsozialistischer Architektur. Deutsche Soldaten in Palästina? NS-Bauten in Israel? Die Verwirrung ist, wie so oft auf unserer Reise, perfekt.

Für die meisten von uns war die zehntägige *Summer School* die erste Reise nach Israel. Wir traten sie am 3. September 2012 trotz Vorbereitung mit nur vagen Vorstellungen von Israel an. Wir dachten an soziale Proteste, biblische Geschichten, den Nahostkonflikt und Jeckes. Im Gepäck die unterschiedlichsten Erwartungen. Neben der Repräsentation von Geschichte in Israel wollten wir das Land, die Leute und die zugrunde liegenden Konflikte besser verstehen. So wie die meisten von uns zuvor nie in Israel gewesen waren, hatten wir bis dato auch kaum Kontakt zu Israelis gehabt.

Sieben deutsche Studenten und Doktoranden nahmen an der *Weimar Summer School* teil und reisten nach Israel, um dort mit sieben israelischen Studenten den deutschen Spuren in Israel und (dem historischen) Palästina nachzugehen. Wir hörten wissenschaftliche Vorträge zum Bauhaus, rassischem Denken, Sexualwissenschaft, und zu Kochbüchern, die eingewanderten Juden deutsches Essen mit lokalen Produkten ermöglichen sollten. Wir hatten thematische Führungen durch das Jerusalem abseits der mit Touristen überlaufenen Altstadt, durch „deutsche“ Kirchen sowie durch Museen, darunter die Gedenkstätte Yad Vashem. Kernpunkt und Ziel dieser Reise war es, ein besseres Verständnis für die Repräsentation von deutscher und deutsch-jüdischer Geschichte in Israel zu bekommen. Doch es standen auch bald ganz andere Themen auf der Tagesordnung.

Jeckes in Nahariya

Wir begannen unseren Aufenthalt in Nahariya, einer kleinen Stadt im Norden Israels, gegründet von deutschstämmigen Juden, die ab Anfang der 1930er Jahre nach Palästina einwanderten, den sogenannten Jeckes. Zwei Tage später besuchten wir das im galiläischen Bergland versteckte *German Speaking Jewry Heritage Museum* im *Tefen Industrial Park*. Es widmet sich hauptsächlich der Einwanderungsgeschichte der Jeckes. Auf der einen Seite war da das nationalsozialistische Deutschland, das Juden verfolgte und ermordete. Auf der anderen Seite diese scheinbar paradoxe Sehnsucht nach gemeinsamer deutscher Kultur, Sprache, und Traditionen. Dieses Nebeneinander machte auf eindrückliche Art und Weise deutlich, wie schwierig es für die Jeckes gewesen sein muss, ihre Heimat zurückzulassen. Uns wurde jedoch schnell klar, dass hier eine reine Erfolgsgeschichte der Jeckes präsen-

Weimar Summer School

Die *Weimar Summer School* fand, nach 2009 und 2011 in Weimar, nun erstmals in Israel statt. Sie ist ein gemeinsames Projekt des Minerva-Instituts für deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv, des *Jena Center Geschichte des 20. Jahrhunderts*, des Historischen Instituts der Friedrich-Schiller-Universität Jena und der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora und wird durch das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur gefördert.

Der Artikel wurde von den deutschen Teilnehmern der *Weimar Summer School* 2012 verfasst.

tiert wurde. Der Beitrag der deutsch-jüdischen Einwanderer zur Gründung und zum Aufbau des Staates Israels wurde auf irritierende Weise überhöht.

Intensive Gruppendiskussionen waren nötig, um dem Narrativ nicht zu erliegen. Schließlich wurde der Staat Israel nicht nur von Jeckes, sondern auch von anderen europäischen sowie arabischen und afrikanischen Juden aufgebaut. Die Würdigung des Beitrages dieser und der dort bereits lebenden arabischen Bevölkerung blieb im Museum hingegen völlig aus. Dies sollte nicht das einzige Beispiel dafür bleiben, welche Herausforderungen diese Reise mit sich brachte. So war uns auch nicht bewusst, dass deutsche Soldaten im Ersten Weltkrieg aufseiten des Osmanischen Reichs in Palästina kämpften und dort begraben wurden. Die Nazis nutzten diesen Umstand, um im britisch besetzten Gebiet ein Symbol deutschen Herrschaftsanspruchs zu inszenieren. Wir mussten uns eingestehen, über manche Sachen einfach noch nicht nachgedacht zu haben.

Allgegenwärtig: die Shoa

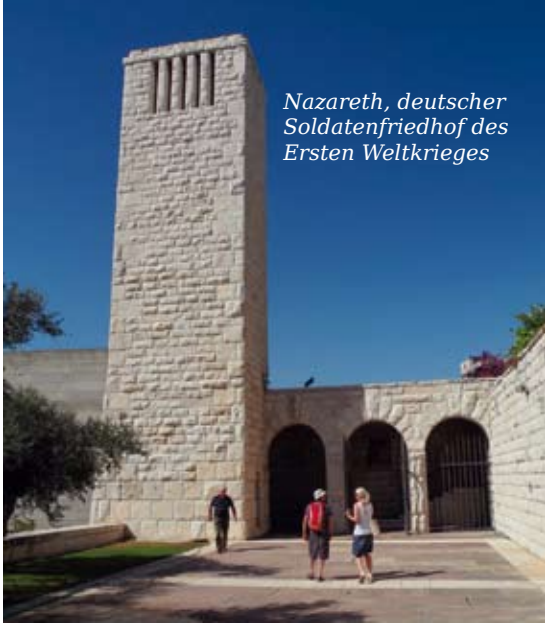
Die Weiterfahrt nach Tel Aviv hielt ein neues Bild für uns bereit, bot die Stadt doch einen klaren Kontrast zu den Tagen zuvor – jung, urban, säkular. Die Metropole reizt mit ihrer Mischung aus modernen Gebäuden, Strand, Sonne und ihrer leicht heruntergekommenen Bauhaus-Architektur.

Während unseres gesamten Aufenthalts in Israel gab es zwei Themen, die stets präsent waren, jedoch selten direkt angespochen wurden: die Shoah und der israelisch-palästinensische Konflikt. Im Nachhinein bezeichneten wir sie als die „Elefanten im Raum“. Der erste wurde unübersehbar, als wir zusammen den Film „Die Wohnung“ in der Universität Tel Aviv sahen und danach ein Gespräch mit dem Regisseur Arnon Goldfinger führten. Der Film thematisiert die Freundschaft, die Goldfingers Großeltern über den Nationalsozialismus hinaus mit einem Nazi-Ehepaar unterhielten. Die Geschichte der geflohenen Juden und dem mit dem Zionismus sympathisierenden SS-Offizier und Eichmann-Vorgänger von Mildenstein warf für uns neue Fragen auf. Da saßen nun sieben Deutsche und sieben Israelis in einem Raum, seltsam hilflos angesichts unserer eigenen Geschichten und Identitäten. Wir führten viele emotionale Gespräche miteinander – sei es an der Universität in großer Runde, oder im kleinen Kreis, beim Ausgehen, beim Essen, im Hotel. Nicht nur einander, sondern auch uns selbst wollten wir damit besser verstehen.

Seltsam unfassbar

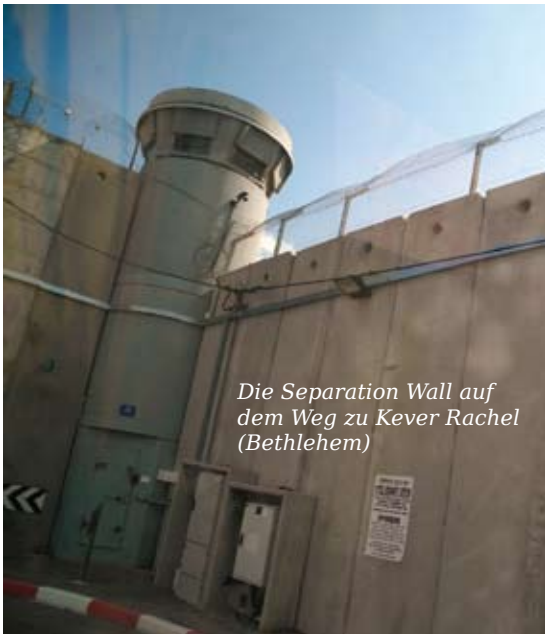
Der zweite Elefant wurde deutlich, als wir unsere letzte Station, Jerusalem, erreichten und zusammen mit der NGO *Ir Amim* eine Führung entlang der israelischen Grenzanlagen unternahmen. Auch hier blieb das Gefühl, dass manche Dinge für uns seltsam unfassbar waren. Man stand vor der Mauer und konnte sich kaum vorstellen, wie es für die Palästinenser sein muss, Tag für Tag mit dieser Einschränkung und Repression zu leben. Gleichzeitig beschlich uns wieder eine Hilflosigkeit, wenn die Israelis den Konflikt im eigenen Land diskutierten und dabei unterschiedliche Positionen zum Vorschein kamen. Wie geht man als Außenstehender, der im sicheren Thüringen lebt und den Konflikt hauptsächlich aus Nachrichten kennt, mit dieser Situation um? Sollte man Partei ergreifen, und wenn ja, für wen?

Rückblickend erscheint uns die Erwartung, das Land mit einem zehntägigen Aufenthalt im Rahmen dieser Summer School begreifen zu wollen, als geradezu naiv. Und dennoch: Der intensive, freundschaftliche, interkulturelle Austausch sowie die vielschichtige wissenschaftliche Betrachtung der Repräsentationen deutscher Spuren in Israel/Palästina ermöglichte uns, die Widersprüchlichkeiten, Besonderheiten und die Komplexität eines Landes wie Israel und seiner Beziehungen zu Deutschland kennen zu lernen. Dies ist die wichtigste Erkenntnis, die wir von unserer Reise mitgenommen haben. Waren wir mit einem vagen, doch für uns vermeintlich eindeutigen – und wohl auch verklärten – Bild von Israel und seiner Politik ins Land gereist, so mussten wir feststellen: Einfache Antworten gibt es nicht. □

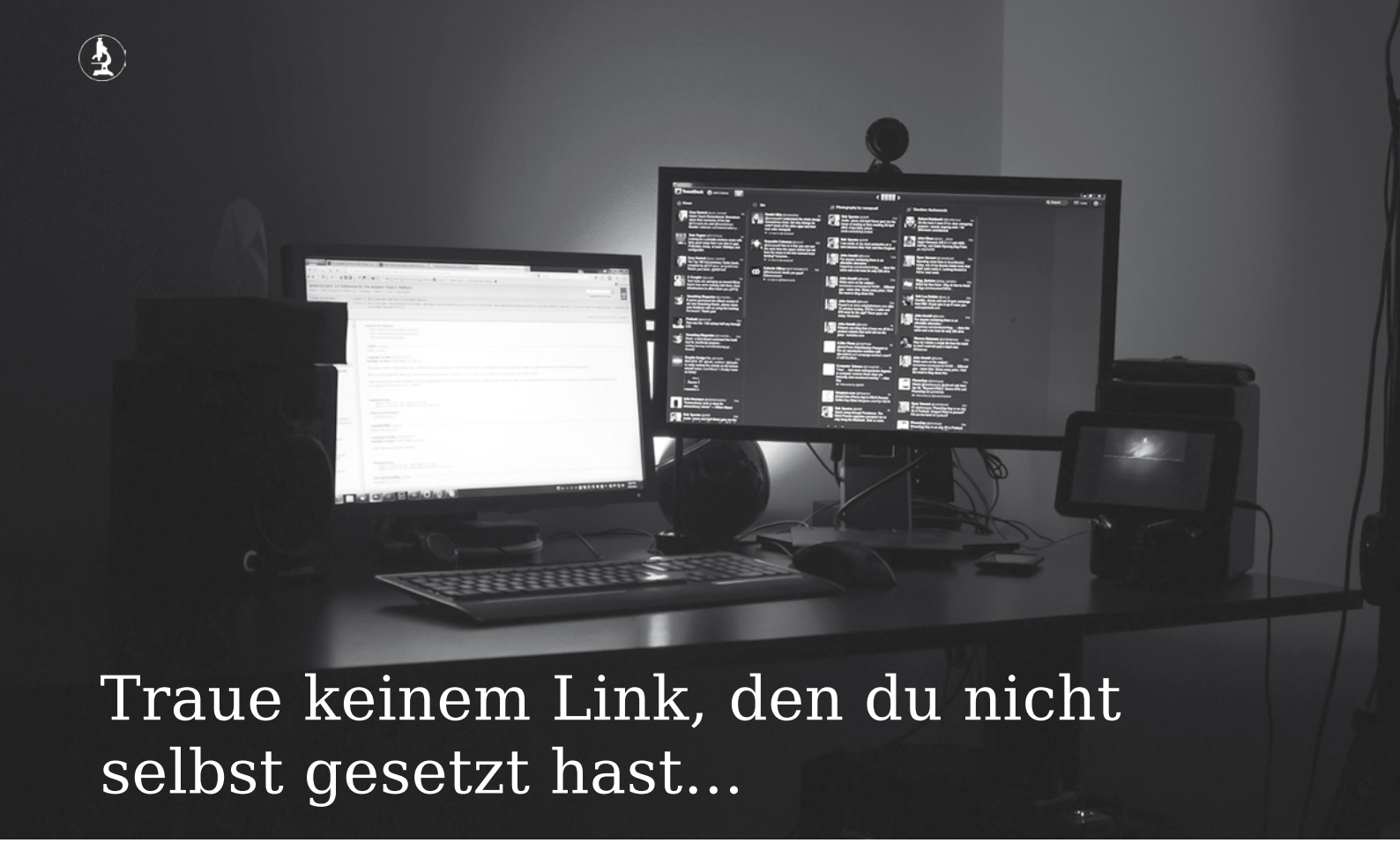


Nazareth, deutscher Soldatenfriedhof des Ersten Weltkrieges

Jerusalem, deutscher Reichsadler vor der Himmelfahrtskirche auf dem Ölberg



Die Separation Wall auf dem Weg zu Kever Rachel (Bethlehem)



Traue keinem Link, den du nicht selbst gesetzt hast…

…und keinem User, der plötzlich auftaucht, einen Link postet und wieder verschwindet. Eine Woche im Onlinemarketing und das Internet verkommt zum Lügenpool.

von Jenny

Berlin, irgendwo. Ein Loft im Hinterhaus. Zweiter Stock, abgezogene Dielen, ein lichtdurchfluteter Raum. Deckenhohe Glasscheiben trennen separate Bereiche ab. Das ist nicht die Beschreibung einer Traumwohnung, sondern der Ort des vermeintlichen Traumpraktikums. Ich meistere das Bewerbungsgespräch und bin guter Dinge; durchaus voller Vorfreude, denn was ich höre, klingt sehr gut. Online-Redaktion, Artikel schreiben, ein bisschen Suchmaschinenoptimierung (SEO) – kann ja nicht schaden zu wissen, wie das geht. Wäre ein guter Start, denn finanziell bringt es auch etwas, mehr als ich mir sonst – als Geisteswissenschaftler – erhoffen kann. Am nächsten Tag die Zusage, noch eine Woche Zeit. Ehrlich gesagt kenne ich mich gerade im SEO nicht aus, aber das scheint niemanden gestört zu haben.

Montagmorgen, 45 Minuten Weg zum Traumloft. Die Begrüßung fällt freundlich aus, das Büro ist gut gefüllt, überall tippen Tastaturen, dahinter die jungen Mitarbeiter im Sonnenlicht. Ich bekomme einen eigenen Schreibtisch, sitze mit etwa 80 Menschen im gleichen Raum. Vor mir ein dickes Blätterbündel. Für den ersten Tag steht also Selbststudium an und das Abarbeiten einer Smiley-Liste. Mit dieser soll ich beweisen, dass ich innerhalb weniger Tage alle Mitarbeiter kennengelernt, also ein paar grundlegende Sätze ausgetauscht habe. Für jeden Small Talk gibt es einen Smiley. Schnell bemerke ich: In der 30-köpfigen Onlineredaktion sind mindestens zehn Praktikanten, in den anderen Abteilungen haben viele als solche angefangen. Ich fühle mich alt. Eine 18-jährige Praktikantin strahlt mich an und wirft mit Begriffen um sich, die ich noch nie gehört habe. Wird schon, denke ich mir. Sie kann es ja auch. Selbststudium beendet, Feierabend.

Eine Schulung ist der zweite Schritt. Ich sitze in einem der integrierten Glaskästen und bekomme eine Kurzfassung der „Guideline“ zu hören. Hauptsächlich geht es aber um *Google*. Ich soll also dafür sorgen, dass Kunde XY möglichst auf der ersten Trefferseite landet, wenn ein

zu ihm passender Suchbegriff eingegeben wird. Dazu setze ich einen Link auf eine Seite, *Google* erfasst, wie häufig das geschieht und vergibt danach Punkte. Je nach Bewertung landet mein Kunde auf einer der vorderen Seiten, oder eben nicht. So weit, so gut.

Nerdkeller mit Neonlicht

Mein Kopf schwirrt. Nachdem ich mich bei allen für die interne Verwaltung nötigen Plattformen angemeldet habe, bekomme ich mein erstes Projekt. Wie ich dazu erfahre: Hier wird nach dem „Learning by doing"-System gearbeitet. Ich öffne die Datei – mir wird flau im Magen. Fluchtgedanken, doch ich sitze und fange mechanisch an die Liste mit den ersten in dieser Branche üblichen Schritten abzuarbeiten: E-Mail-Accounts und somit neue Identitäten anlegen. Danach in Internet-Foren anmelden. Meine private Internetaktivität beschränkt sich auf einen Bereich, der diese Orte ausschließt. Ich stellte sie mir immer vor wie ein Keller voller Nerds, die vom Licht aus Neonröhren nicht gerade gesünder wirken. Sei´s drum, jetzt bin ich – dank meiner neuen Identitäten – auch hier. Der Kunde hat gewisse Anforderungen. Niveauvoll, passend zum Forum. Allein diese Kriterien passen nicht zusammen: Die Optik der betreffenden Foren und ein Blick in die dort geführten Konversationen lassen auf wenig Niveau schließen. Aber ich lerne auch, dass meine Vorurteile nicht stimmen. Es gibt tatsächlich Foren, in denen sich „normale" Menschen bewegen. Menschen wie du und ich. Oder sind alle wie ich?

Nun aber zum Job. Fakten zählen am Ende, meine Linkliste wird kontrolliert, schließlich bekommt sie der Kunde vorgelegt. Er stellt 15 Links zur Verfügung, die ich in den nächsten sieben Tagen „verstecken" soll. Jeden darf ich nur in einem Forum posten und muss vorher eine gute Geschichte drum herum erfinden. Alles soll echt wirken. Meine Ichs dürfen nur für dieses Projekt verwendet werden. Neben der Anzahl der Kommentare wird auch deren Struktur vorgegeben. Einer muss den zu postenden Kundenlink enthalten, zwei einen „trusted link". Diese sind zum Thema passende Berichte von Zeitungen; Videos, Bilder und auch Wikipedia-Artikel zählen zu vertrauenswürdigen Links. Den Rest verwendet man, um sich vorzustellen und ein möglichst normales Userbild aufzubauen. Nur nicht auffallen ist die Devise. Die Basics habe ich, morgen geht's weiter.

„Singlebörsen und Partnervermittlungen" im Internet ist das große Überthema meines Projekts. Meine Rückfrage wegen moralischer Bedenken wird irritiert lächelnd weggeschwiegen. Ich tue mich schwer. Erstes Nachhaken bezüglich meines Vorankommens folgt – ebenso wie ein deutlicher Hinweis darauf, dass ich noch keinen Link platziert habe. Kurz darauf: Lob vor versammelter Mannschaft und eine verbale Aufnahme ins Team. Der erste Haken auf der Liste. Ich habe tatsächlich in einer Woche vier Kundenlinks versteckt.

Liebe und Lügen

Meine Vorurteile gegenüber den anderen habe ich schnell abgelegt. Nicht alle sind Nerds, nicht jeder verbringt sein Leben ausschließlich im Netz. Diese Erkenntnis macht es für mich noch schlimmer: Ich habe Menschen, die womöglich verzweifelt und einsam sind, angelogen. Ich habe ihnen Hoffnung gemacht: „Hier kannst du ihn finden, ich hab ihn hier auch gefunden." Oder: „Ich hab mich auf dieser Seite angemeldet. Die zocken dich nicht ab." Wobei die Signalworte „hier" und „diese Seite" zum Kundenlink führen und somit den vermeintlich ersten Schritt Richtung Traumpartner weisen. Ich schäme mich. Liege nachts wach, sehe morgens in den Spiegel und kann mir kaum in die Augen blicken. „Da sitzt irgendwo einer, der ist traurig, verletzt, einsam – und du lügst ihn an!", pocht es in meinem Kopf. Ich schleppe mich wieder hin, es läuft nicht gut, die Zeit ist zäh wie alter Kaugummi. Sie ist auch genauso geschmacklos. Ich mache Fehler, bringe meine virtuellen Ichs durcheinander, jetzt muss ich retten, was zu retten ist. Muss ich? Der Entschluss, alles hinzuschmeißen, fällt mir eigentlich schwer. Jetzt fasse ich ihn ins Auge.

Nach einer weiteren durchwachten Nacht und dem nicht enden wollenden Suchen nach Vorteilen, die sich eventuell gegen die Nachteile aufwiegen lassen, will ich nur noch eins: raus. Es ist Freitag, ich bin pünktlich und verfolge das Ziel, mit Brötchen unterm Arm nach Hause zu gehen.

Das hatten wir noch nie

Meine Teamleiterin könnte mich mit ihrem Blick töten. Helfen kann sie mir nicht. Noch nie habe ihr jemand von moralischen Bedenken erzählt, andere Aufgaben könnte ich vielleicht hin und wieder bekommen, aber Links setzen würde immer dazu gehören. Es sei normal in diesem Zweig, alle machten das so. Das will ich nicht. In meinem Kopf schmeißt sich ein bockiges Kind auf den Boden und strampelt mit den Beinen. Ob ich es bin oder sie, es passt auf beide. Sie schickt mich zur Personalerin. Wieder Irritation. Sie kann mir nicht sagen, was ich jetzt machen soll, das gab es hier noch nie. Sie schickt mich zum Chef. Er zitiert mich in einen der kleineren Glaskästen, wieder erzähle ich meine Bedenken. Ich kann und will so nicht arbeiten. Sicher ist das Ambiente schön, der Kühlschrank voll *Club Mate* und der Obstkorb für alle luxuriös, im Gegensatz zum kargen Büro in der Uni. Natürlich bekomme ich Geld dafür. Aber: Moral kann man nicht bezahlen. Er kann mir nicht helfen und scheint mich auch nicht ernst zu nehmen. Stolz verabschiedet er sich. Es ist fast Feierabend. Ich reiche meine Kündigung ein, für die Frist von zwei Wochen erbitte ich mir eine Freistellung – ich will damit nichts mehr zu tun haben. Man kann es einen Fehlstart nennen. Ich nenne es einen Erfolg. Ich weiß jetzt, was ich nicht will.

Fun

Den Spaßpark als Vehikel der Alltagsflucht kennt alle Welt. Vor den Glasfassaden der Jetzt-Zeit blättert an den Riesenrädern die Farbe. Coney Island, New York, war einst berühmt für seine sogenannten Freak-Shows. Den Freak gibt es noch immer, zumindest als Paintball-Fantasie, von der heute nur heruntergekommene Kulissen bleiben. In ihnen aufgehoben ist jene nostalgische Anziehung, die manchmal makaber, gruselig, absurd ist. Wir waren alle mal Kinder. Allerorts.

Fotos aus New Delhi, New York, Jena.
Fotos und Text: Carolin

Einmal Indien hin und zurück, bitte!

Welche Rolle können deutsche Schokolade und US-amerikanische Kinderlieder mitten im indischen Dschungel spielen? Ein Mitglied der Jenaer AIESEC-Gruppe berichtet von ihrem zweimonatigen Praktikum auf dem Subkontinent.

von Ulrike Linsel

In Deutschland ist es jetzt 12 Uhr mittags. Genau genommen bin ich fast 24 Stunden durchgeflogen. Am Flughafen angekommen, mit noch scheuem Blick und einer gefühlten halben Tonne Gepäck, höre ich plötzlich eine einheimische Frau schreien. Eine gar nicht mal so kleine Ratte huscht an ihren Füßen vorbei und verschwindet sogleich wieder in einem Loch unter den Sitzreihen des Wartebereichs am Flughafen. Nach diesem ersten, bleibenden Eindruck verlasse ich nun also die gut gekühlte Flughafenhalle und werde von einer feuchten und drückenden Hitze begrüßt. Es ist Anfang August und der Monsun hat seinen Höhepunkt erreicht. Müll von unten und Regenwasser von oben werden in den nächsten zwei Monaten meine ständigen Begleiter sein. Doch daran werde ich mich schnell gewöhnen – und in Indien ankommen.

Vor etwa einem halben Jahr hatte ich beschlossen, für ein Praktikum auf den Subkontinent zu reisen. In Deutschland halfen mir die studentischen Mitglieder von *AIESEC* dabei, meinem Ziel Schritt für Schritt näher zu kommen: Sie gaben mir Tipps zu Bewerbung, Visum, Impfungen, Flug – und zum Umgang mit eventuellen Kulturschocks. Sehr schnell bekam ich dann ein Praktikum in einer NGO für Child Welfare in Südindien. Ich freute mich auf die kommenden zwei Monate und meine Arbeit in einem Kinderdorf.

Kaum dass ich den Flughafen verlasse, stürzt sich eine Horde Taxifahrer auf mich. Ich folge dem, der meinen Koffer schon in sein Auto packt, gebe ihm meine Zieladresse und dann geht eine erste abenteuerliche Fahrt los, denn klare Verkehrsregeln gibt es anscheinend nicht. Eine Rikscha saust an uns vorbei und ich frage mich, wie dieses kleine Gefährt schneller sein kann als mein Taxi.

Ulrike Linsel

(28) studierte Germanistik an der Uni Jena und absolvierte 2011 ein Praktikum in Indien. Zurück in Deutschland ist sie AIESEC *bis heute als Mitglied treu geblieben. Sie möchte so auch anderen Studenten diese einzigartige Erfahrung eines Auslandspraktikums ermöglichen.*

Mail: ulrike.linsel@googlemail.com

Old Mac Donald im indischen Dschungel

Zwei bildgewaltige und intensive Wochen vergehen. In dieser Zeit besuche ich viele buddhistische Tempel und beobachte die Menschen in völliger Ruhe bei ihren Gebeten und Ritualen, während derer sie sich von mir scheinbar gar nicht gestört fühlen. Einmal werde ich sogar eingeladen mitzumachen, bekomme geweihtes Kokoswasser über den Kopf geträufelt, einen Punkt mit rotem Pulver auf die Stirn gemalt, Blüten für mein Haar und laufe mit den Betenden mehrere stille Runden in dem Tempel.

Mein nächster Weg führt mich zum eigentlichen Ziel: Namma Bhommie – das ist es also, wow! Namma Bhommie heißt so viel wie „mein Dorf“ und ist der Name des Camps, wo ich nun mit rund 60 Kindern zusammen leben und arbeiten werde. Es liegt nicht weit von der Hauptstraße entfernt und doch mitten im Regenwald. Meine chinesische Kollegin Emily kam ebenfalls über *AIESEC* zu diesem Praktikum. Wir werden wie Gäste behandelt, bekommen Betten in einem Backsteinhaus und sogar einen kleinen Wasser-Erhitzer. Was für ein Luxus, sich nach zwei Wochen wieder mit warmem Wasser waschen zu können.

Sofort nach unserer Ankunft werden wir von den großen und kleinen Kindern umringt. Sie sind kein bisschen schüchtern, erzählen munter drauf los, die meisten in ihrer Muttersprache Kannada – nur wenige können schon ein bisschen Englisch. Natürlich haben Emily und ich Geschenke dabei: Schokolade. Es scheint, als hätten die Kinder genau darauf gewartet. Sofort zerren sie uns die Süßigkeiten aus der Hand und rennen mit ihnen weg. Damit haben wir nicht gerechnet. In den nächsten Tagen heißen wir beide auch nur noch „choclat“ bei den Kindern.

Trotz häufiger Verständigungsprobleme können Emily und ich einiges mit den Kindern unternehmen. Beginnen soll

es mit Englischunterricht. Mit dem berühmten Kinderlied „Old Mac Donald Had a Farm“ versuchen wir einzusteigen. Den Refrain haben wir an die Wand geschrieben, die Tiere mit ihrem Namen und Laut auf Plakate gemalt und trotzdem ist es gar nicht einfach, so viele Kinder unterschiedlichen Alters für eine Sache zu begeistern. Resultat dieser Unterrichtsstunde: Alle singen kreuz und quer „EE-I-EE-I-O“. Emily und ich haben Kopfschmerzen – aber die Kinder immerhin ihren Spaß.

Beiderseitige Horizonterweiterung – hoffentlich

So oder ähnlich vergingen noch sieben weitere Wochen. Den Kindern konnten wir nicht so viel Englisch beibringen, wie wir es uns gewünscht hätten. Trotzdem hoffen wir, ihr Leben in dieser Zeit ähnlich bereichert zu haben, wie sie unseres. Für die Kinder waren Emily und ich nur zwei von vielen, die ab und zu ihr Camp besuchen. Zwei Monate sind eine kurze Zeitspanne, in der wir nicht viel erreichen konnten. Die Kinder ein ganzes Jahr zu begleiten wäre effektiver. Ich bin dennoch froh, dass es dieses und weitere Camps der Art gibt, die eine ganze Schar von Kindern beherbergen und ihnen damit eine schulische Ausbildung garantieren, sie ernähren und von einem Leben auf der Straße fernhalten. Da mehrmals im Jahr ausländische Studierende als Praktikanten in das Camp kommen, haben die Kinder die Möglichkeit, ihren Horizont zu erweitern und einen Blick aus ihrem kleinen Dorf in die weite Welt zu erhaschen.

Wir konnten unsererseits zusammen mit den Einheimischen leben, ihr (überaus scharfes) Essen genießen, an ihren Gewohnheiten und Traditionen teilhaben; all das inmitten einer überwältigenden

Flora und Fauna, wo das ein oder andere Äffchen dazugehört, wie in Deutschland die Katze zum Dorf. Noch in Indien wurde ich gefragt, ob ich hier im fremden Land etwas vermisse. Kurz musste ich überlegen, um schließlich sagen zu können: Nichts. □

Ein Gastbeitrag der AIESEC-Gruppe Jena

facebook.com/aiesec.jena

AIESEC

Heimat jenseits der Nation(en)

Multikulturell statt national – für viele junge Schlesier ist das Leben als Minderheit eine Chance und kein Fluch. Statt eines nationsgebundenen Heimatgefühls entwickelt sich die Wahrnehmung Europas als Zuhause.

von Patrycja Kniejska

Die nationale Identität meint eine Nation als den Ort, dem man sich verbunden fühlt, der „Heimat“ ist. Ich hingegen bin Polin aus Notwendigkeit, Deutsche aufgrund meiner Wurzeln, Schlesierin dem Gefühl nach.
Mit ihrer „Transidentität“ ringen viele meiner Bekannten. Sie ist keine einheitliche, sondern eine bunte, transnationale Identität, die verschiedene Kulturen und Traditionen verbindet. Einer Person mit einer solchen Identität fällt es nicht leicht, sich voller Überzeugung als Mitglied nur einer Nation zu verstehen.
Ich hatte nie ein Herz für den polnischen Patriotismus. Die deutsche Nationalhymne kenne ich nicht auswendig. Den schlesischen Dialekt spreche ich nicht flüssig, denn als ich sechs Jahre alt war, forderte ich von meinen Eltern, nur Hochpolnisch mit mir zu sprechen, weil meine Erzieherin im Kindergarten mich ständig ermahnt hatte. Aber wenn ich den Dialekt höre, bewegt er mich. In der Schulzeit forderte man von uns, polnische patriotische Lieder zu singen, Adam Mickiewicz und Cyprian Kamil Norwid während der Gedenkfeiern zu rezitieren. Anlässlich des Jubiläums des Grundgesetzes schleppte man uns in die Gottesdienste und am Unabhängigkeitstag standen wir festlich gekleidet neben der Fahne stramm. Polen, polnisch, Pole – keine Rede von Alternativen. Drei oder vier Schulstunden vielleicht haben wir Karol Miarka und Wojciech Korfanty (historische schlesische Aktivisten) und den schlesischen Aufständen gewidmet. In der polnischen Kultur sind wir also aufgewachsen, obwohl viele von uns mechanisch auf sie reagiert haben – die Lehrer forderten, also lernten wir.

Im Geist des Pluralismus

Was ist polnische Identität denn eigentlich? Es hängt davon ab, so scheint es, wer diese Frage beantwortet. Der offiziellen Selbstbeschreibung nach zeichnet sich Polen aus durch eine mitreißende Literatur, Vielfalt der Nationen, Toleranz, Romantik, Mut, unermüdliches Streben nach Unabhängigkeit… Und die katholisch-konservative Vision, derer Vertreter sich das Recht auf die Wahrheit anmaßen? Eine xenophobe, nörgelnde, konspirative, pessimistische Version, die einige junge Menschen aus dem Land vertreibt und andere dank ihres Radikalismus anzieht?
Meine schlesische Identität hat einen säkularen Charakter. Ich komme aus keiner Bergarbeiter-Familie, ich bin keine praktizierende Katholikin, weiß relativ wenig über die Geschichte meiner Region. Trotzdem spüre ich meine ethnische Besonderheit. Diese ist bestimmt keine „versteckte deutsche Option“, wie Jarosław Kaczyński sie den Schlesiern zuschreibt. In unserem Haus hat man kein Deutsch gesprochen, obwohl meine Großeltern vor dem Krieg geboren wurden und sich bis heute als deutsche Bürger bezeichnen. Wegen ihrer Vorfahren durften viele meiner Altersgenossen den Antrag auf die deutsche Staatsangehörigkeit stellen und dann ins Ausland zur Arbeit fahren – nicht unbedingt mit dem Gedanken an eine Rückkehr. Gegenwärtig lebt eine große Zahl von Bewohnern des Oppelner Bezirks als Pendelmigranten. Die deutsche Sprache hat man uns seit der ersten Klasse in der Schule beigebracht. In der Zeit der Kommunismus und in den 1990er Jahren bekamen wir von Angehörigen aus Westdeutschland Pakete mit Süßigkeiten oder Waschmittel. Seit ich mich erinnern kann, hatten wir beispielsweise Adventskalender zu Hause, die in Polen erst viel später modern geworden sind. Ich mag die Melodien alter Volkslieder und summe zum Beispiel sehr gerne „Auf, auf zum fröhlichen Jagen“ oder „Ein Vogel wollte Hochzeit machen“. An diese Melodien erinnere ich mich viel besser als an polnische Lieder.
Ich werde dem deutschen Staat immer dankbar dafür sein, dass er mir die Möglichkeit zu einer weiteren Entwicklung und Bildung verschafft hat. Ich spüre aber, dass Schlesien der Ort ist, wo mir das Atmen am leichtesten fällt. Ich bin nicht die einzige: Auf der Suche nach ihrer Identität versuchen viele

Patrycja Kniejska

(26) promoviert an der TU Dortmund in Sozialer Gerontologie über polnische Pflegekräfte in Deutschland. Von 2010 bis 2011 war sie Stipendiatin der GFPS, seit 2011 der Friedrich Ebert Stiftung. Sie hat an der Universität Opole (Polen) 2010 den Magisterstudiengang Geragogik absolviert.

Mail: patrycja.kniejska@gfps.org

junge Schlesier, alte Traditionen, Sitten oder die Mundart wiederzubeleben. Sie erstellen Internetseiten, auf denen sie die schlesische Kultur aus moderner Perspektive vorstellen, sie verkaufen T-Shirts mit schlesischen Aufdrucken, sie treffen sich und organisieren friedliche Demonstrationen und Märsche für die Autonomie dieser Region. Sie fühlen sich als Europäer, gleichzeitig aber sind sie mit ihrer lokalen Umgebung besonders verbunden. Für die Autonomie der Region setzt sich eine Organisation ein, die sich „Bewegung für die Autonomie Schlesiens“ nennt und deren Mitglieder ihre Aktivität mit dem Wirken der Spanier in Katalonien vergleichen.

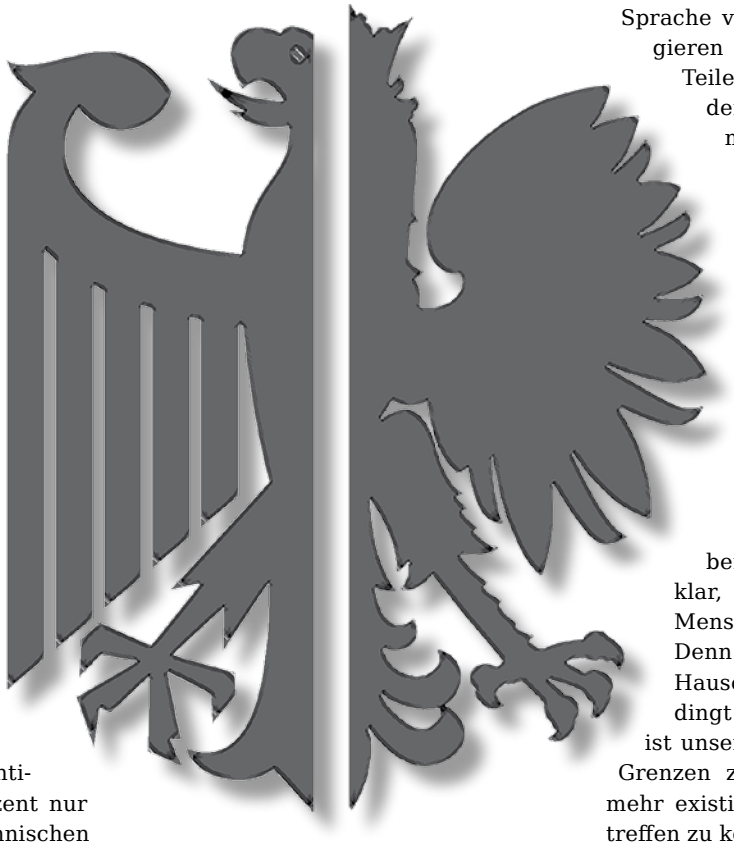
Sie glauben fest daran, dass ihre Bestrebungen mit der Entwicklung der EU als einer Föderation übereinstimmen.

In vielen politischen Milieus werden solche Erwartungen der Schlesier heftig kritisiert. Zbigniew Ziobro, Vertreter der rechtskonservativen Partei *Solidarna Polska*, hat behauptet, dass Schlesier als gesellschaftliche Gruppe praktisch nicht existent und Polen gegenüber feindlich seien. Abgesehen vom Oxymoron in dieser Äußerung muss man betonen, dass Ziobro auf diese Art und Weise über 816.000 Bürger geurteilt hat, die während der Volkszählung 2011 als Nationalität „schlesisch“ angegeben hatten.

Viele meiner Bekannten identifizieren sich nicht zu 100 Prozent nur mit einer nationalen bzw. ethnischen Gruppe. Oft stammen ihre Eltern aus unterschiedlichen Ländern und haben uns Kinder im Geist des Pluralismus und der Vielfalt der Nationalitäten erzogen. Entsteht eine neue Generation von Personen mit Transidentitäten; von Menschen, die sich nicht nur mit einer Nation, nur mit einer politischen Option identifizieren können? Oder existiert sie vielleicht schon längst? Sind Aufrufe der Konservativsten zur Treue gegenüber dem Heimatland, den traditionellen Werten oder zum Schutz vor der „destruktiven, kaputten, modernen Welt“ noch legitim? Bedeutet Integration wirklich Unifikation und Verrat der eigenen Wurzeln?

Erfreulicher Identitätenmix

Ich glaube, dass meine Generation das riesige Glück hat, in Zeiten des relativen Friedens leben zu können. Wir haben viele Möglichkeiten, eigene Wurzeln zu suchen und aus verschiedenen Kulturen Positives zu ziehen. Vielfalt,



Buntheit, Andersartigkeit begeistern und faszinieren. Uns ist klar, dass man Menschen aller Nationalitäten und ethnischer Gruppen schätzen soll; dass man voneinander lernen kann; dass man eigenen Werten treu bleiben und fremde tolerieren kann. Unwissen fördert Angst und Feindlichkeit. In einer globalisierten Welt scheint Isolation keine richtige Haltung zu sein. Richtig ist eher der Wille zur Integration und Zusammenarbeit. Personen mit einer transnationalen Identität fällt es leicht, diese Herausforderung zu verstehen.

Ich frage ab und zu meine Freunde, die eine Transidentität leben, in welcher Sprache sie denken und träumen. Sie antworten mir meistens, dass es davon abhängt, in welcher Stadt sie gerade übernachten. Dann erkläre ich, dass es mir um die Frage nach Identität geht. Meine Gesprächspartner denken kurz nach und fügen hinzu, ihre Identität sei vielfältig und dass sie diese Eigenschaft sehr schätzen. Sie sind schnell irritiert, wenn sie ein bestimmtes Wort in einer Sprache vergessen oder falsch konjugieren bzw. deklinieren. Sie finden Teile von sich in mehreren Ländern oder Regionen. Einer meinen Bekannten sagt mir ab und zu, dass es für ihn wichtig ist, die Sprache des Landes, in dem er sich gerade aufhält, zu beherrschen. Er meint, er fühle sich dann im Ausland mehr „zu Hause“.

Es reifen, verändern und entwickeln sich in mir drei Identitäten - vielleicht werden es im Laufe der Jahre noch mehr sein. Mein Identitäten-Mix freut und bereichert mich. Er macht mir klar, dass wir an erster Stelle Menschen und nicht Bürger sind. Denn im Grunde bedeutet „zu Hause“ für uns heute nicht unbedingt nur „eigenes Land“. Europa ist unser Zuhause. Es ist schön, die Grenzen zu überschreiten, die nicht mehr existieren, und andere Europäer treffen zu können. Es ist ein Bestandteil unseres Lebensstiles, unseres Daseins, unserer Entwicklung. Wenn Europa ein Haus mit vielen Zimmern ist, sind wir die Kinder, die von einem in den anderen Raum rennen und in diesem Haus gemeinsam in Freude erwachsen werden. □

Neue Heimat

Einer alten Maxime zufolge muss man wissen, woher man kommt, um zu wissen, wer man ist. Muss eine globalisierte Gesellschaft mit offenen kulturellen Grenzen den Begriff „Heimat“ verwerfen oder hat er doch zeitgenössisches Potenzial?

von Carolin

Muffig und gestrig; unerträglich in seinem Ethnozentrismus, in seinem Gegensatz zu „Fremde“. So mag einem der Mythos „Heimat“ heute erscheinen. Dichter wie Friedrich Hölderlin umschreiben mit ihm ein altes Ideal, das zurückführt zu Ursprünglichkeit, Natürlichkeit – irreführender Kitsch, möchte man meinen. Dabei beschrieb Hölderlin dieses Ideal gerade aus der Ferne, nämlich in seinem Gedicht „Der Wanderer“, als nunmehr Unerreichbares. Unter ähnlichen Vorzeichen stellt sich die Frage nach „Heimat“ gegenwärtig erneut: im Kontext globaler Mobilität, im Zeichen transnationaler und transkultureller Prozesse. So scheint das Wort neuerdings wieder Konjunktur zu haben. Kann ein Begriff, der gerade hinsichtlich seiner Instrumentalisierung in der deutschen Geschichte problematisch ist, noch kompatibel sein mit der Erfahrung einer globalisierten Welt? Kann er sich lösen von der Stilisierung einer statischen Idylle gegenüber ihrem negativen „Anderen“ und sich öffnen für fließende Grenzen zwischen Kulturen?

In der ursprünglichen Verwendung bezog sich „Heimat“ sachlich auf den Geburts- oder Wohnort und war damit von Beginn an räumlich bestimmt. Da sich „Heimat“ im späten 19. Jahrhundert juristisch mit bestimmten Rechten, etwa auf Alters- und Krankenfürsorge, verband, waren die Weichen für einen identifikatorischen Begriff gestellt. So bezeichnet er die Verbindung eines Raumes mit einem Individuum bzw. einer Gruppe von Menschen, die ihre Identität unter anderem aus dieser Verbindung ableiten. Der Boden, bis in die 1930er Jahre in Deutschland noch dörflich und regional gefasst, verwächst mit dem Menschen, der ihn bearbeitet und belebt. Diese Beziehung zwischen Raum und Mensch wurde im Dritten Reich zur Blut-und-Boden-Ideologie ergänzt und in ihr die räumliche Kategorie von der ländlichen Region zur ethnisch homogenen Nation erweitert. In dieser Ausdeutung fand sie ihre Anwendung etwa im propagandistischen Heimatfilm der Nazi-Ära. Vor allem diese Verwendung des Begriffes ist es, die die zeitgenössische Skepsis gegenüber der „Heimat“ als trügerischem Idyll und Strategie der Emotionalisierung begründet.

„Heimat“ vs. Geschichte

Ein erneutes Aufleben und seine Blütezeit erfuhr der Begriff in den 1950er Jahren. Unter den Vorzeichen von Flucht und Vertreibung wurde nun ein Anspruch auf „Heimat“ formuliert – und derweil die geschichtliche Ursache der „Heimatlosigkeit“ zumeist ausgeblendet. So zeichnet sich die Verwendung des Begriffes „Heimat“ durch eine Ambivalenz aus: Zwar floriert er besonders im Kontext von zeitgeschichtlichen Konfliktlagen oder

aber Brüchen der persönlichen Biografie. Die Inszenierung von Heimat in der kulturellen Praxis spart jedoch konkrete gesellschaftspolitische Hintergründe großzügig aus und setzt ihnen Kontinuität und Stabilität entgegen, kurz: Tradition oder gar Nostalgie.

Noch einmal wird „Heimat“ im Zuge der grünen Anti-Atomkraft-Bewegung der späten 1970er und 1980er Jahre wiederbelebt. Das bis dahin konservativ konnotierte Konzept wird nun von einer linken Protestkultur heraufbeschworen. Die Verbundenheit des Menschen zu einem schützenswerten Naturraum namens „Heimat“ wird dabei zur Losung einer Bewegung, die dem „alten“, diktierten Heimatbild der politisch Konservativen den Rang abläuft. Diese Entwicklung verdeutlicht zum Einen, dass Heimat nicht zwangsläufig unvereinbar sein muss mit emanzipatorischen Bestrebungen. Zudem macht sie besonders deutlich: „Heimat“ hat stets mit Aneignung zu tun, der eines Raumes oder, wie in diesem Beispiel, des Begriffes selbst.

Aus dieser Umdeutung des „Heimat“-Begriffes lässt sich auch die zeitgenössische „Heimat“-Erfahrung besser verstehen, die häufig durch multi-, inter- oder transkulturelle Prozesse geprägt ist. Das Ideal der modernen globalisierten Gesellschaft hat den Reisenden zum Protagonisten und den großstädtischen, multikulturellen Kiez zum Ort der Handlung gemacht. Die Rolle des dörflich-ländlichen Raumes zur Konstruktion von „Heimat“ in Deutschland schwindet – und mit ihr der Staub, der den Begriff lange Jahre zudeckte. Heimatfilm, Volksmusik, Trachtenfeste werden von neuen Formulierungen des „Heimat“-Gedankens verdrängt. Heute stellt sich die Frage nach „Heimat“ explizit in jenen Lebenssituationen, die für eine globalisierte, tendenziell transkulturelle Gesellschaft kennzeichnend sind: Im Transit, d.h. der individuellen Lebensgestaltung über geographische Grenzen hinweg, und in urbanen, heterogenen Räumen. So werden gerade Stadtteile der sozio-kulturellen Durchmischung zu schützenswerten Orten erklärt, die häufig im Konflikt stehen zwischen jener Offenheit, die den multikulturellen Kiez erst ermöglichte, und einer Verteidigung nach außen, gegenüber den neuen „Anderen“: Den Immobilienhaien und anderen Gentrifizierern. Die geschichtliche Altlast vom exklusiven territorialen Anspruch mit dem Prädikat „Heimat“ – ist sie bei aller multikulturellen Fortschrittlichkeit doch nicht überwunden?

Der entfremdete Begriff

Ernst Bloch fasste den „Heimat“-Begriff einst zusammen als Phänomen, das „allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war.“ Eine Utopie. Sie gründet sich auf den (drohenden oder erlebten) Verlust derselben und kann folglich als unabschließbare Frage und Suchbewegung gelten. Der wichtigste Schluss, den eine moderne Gesellschaft hieraus sowie aus der Geschichte des Begriffes in Deutschland ziehen kann, ist, dass er sich selbst erschafft. Sein Verhältnis zur „Fremde“ ist dialektisch: Ohne sie ist „Heimat“ gar nicht denkbar. Statt als starren Antagonismus könnte man „Heimat“ und „Fremde“ jedoch auch in einem dynamischen Prozess der ständigen Verschiebung begreifen. In ihm würde immer wieder neu verhandelt, wann „Fremde“ zur Heimat wird. Anders als die problematische Begriffsgeschichte dies vorzeichnet, wäre „Heimat“ so mit Interkulturalität vereinbar – und damit zunehmend unabhängig von räumlichen Kategorien. Ein solches „Heimat“-Verständnis mag selbst eine Utopie sein. Der Rede von „Überfremdung“ und anderen alten Heimat-Mythen, derer sich vor allem Rechtsradikale bis heute bedienen, würde es jedoch den Boden entziehen. □

„Stefan Raab, nein, so etwas gucke ich mir nicht an. Das ist Schwachsinn.“

Über Freundschaften mit Politikern, die heutige Relevanz der *Tagesthemen* und seine Faszination für die USA: Journalisten-Legende Ulrich Wickert im Gespräch mit der *unique*.

***unique*: Herr Wickert, Sie haben das deutsche Mediensystem über Jahrzehnte begleitet. Wie hat sich in dieser Zeit der deutsche Journalismus verändert?**
Ulrich Wickert: Grundsätzlich hat sich der deutsche Journalismus eigentlich nicht verändert – die Situation hat sich verändert. Wir haben ein größeres Deutschland und dadurch haben wir auch andere Strukturen bekommen. Zweitens haben sich die technischen Gegebenheiten gewandelt: Vor 20 Jahren gab es das Internet in der Form nicht; beim Fernsehen war es damals immer noch schwierig, in jede Ecke der Welt zu schalten. Heute können Sie mit dem Laptop in die Wüste gehen und von da aus eine Live-Schaltung machen. Videokameras sind heutzutage eben keine große, schwere Apparatur mehr, sondern sehen zum Teil aus wie ein Fotoapparat. Das verändert natürlich die Möglichkeit des Journalisten: Er kann sehr viel schneller arbeiten. Das Problem, das damit entstanden ist, ist aber, dass vom Journalisten heute erwartet wird, sehr viel schneller zu produzieren – und Schnelligkeit ist nicht immer gleichbedeutend mit Qualität.

Haben sich denn auch die Möglichkeiten zum Einstieg in den Journalismus verändert?
Zu meiner Zeit war es unglaublich leicht, in den Journalismus einzusteigen, aber damals war es auch nicht unbedingt ein Traumberuf. Auch heute ist der Journalist zwar auf der Skala der gesellschaftlich anerkannten Berufe weit unten, trotzdem ist es ein Beruf, der viele Leute anzieht, weil er Spannung verspricht. Und dadurch, dass es wesentlich mehr Verbreiter gibt – private Rundfunkanstalten, private Fernsehanstalten – gibt es den sehr viel leichteren Zugang. Man sagt einfach: Ich gehe mal irgendwo hin, ich muss jetzt nicht unbedingt die große Ausbildung haben; ich kann beim Lokalrundfunk anfangen, als Praktikant. Oder ich kann zum Privatfernsehen gehen und als Freier hier und da mal arbeiten; das ist sicherlich einfacher. Bei den Öffentlich-Rechtlichen ist es aber bedeutend schwieriger geworden, denn die stehen unter einem sehr viel größeren Finanzdruck als früher.

Gibt es etwas, dass Sie uns Nachwuchsjournalisten mit auf den Weg geben könnten?
Journalismus ist ein Handwerk – und Handwerk lernt man durchs Machen. Ich selbst habe kein Volontariat gemacht, keine Journalistenschule besucht. Ich habe Jura studiert und ich sage, das Wichtige ist: Wenn man berichten will, muss man einen Fundus haben, aus dem heraus man die Dinge beurteilen kann. Diesen Fundus muss man sich anarbeiten, z.B. durch ein Studium.

Sie haben vorhin schon darüber gesprochen, wie das Internet den Journalismus verändert hat. Ist so etwas wie die *Tagesthemen* heute noch relevant, wenn man tagsüber bereits alles im Web verfolgen und nachlesen kann?
Wenn Sie die Einschaltquoten sehen, sind die *Tagesthemen* natürlich relevant! Es sehen ja immer noch jeden Abend Millionen Zuschauer diese Sendung. Insofern würde ich schon sagen, dass sie relevant sind. Sie können Themen vielleicht im Netz zum Teil angerissen sehen, aber da die Berichte für die *Tagesthemen* von Korrespondenten der *ARD* gemacht werden, können Sie deren Darstellungen des Geschehens vorher nicht sehen. Das sind eben dann doch Originalstücke. Wenn Sie ins Internet gehen, dann haben Sie häufig nicht den Hintergrund und die Breite des Themas. Das Internet ist etwas, das Ihnen schnell die Information geben kann, ob etwas passiert ist; es gibt Ihnen meistens aber nicht diesen Hintergrund. >>

Ulrich Wickert

(Jahrgang 1942) wurde in Tokio geboren und kann auf eine beachtliche journalistische Karriere zurückblicken: Er arbeitete u.a. als Korrespondent in Paris, New York und Washington. Unserer Generation ist er am ehesten als „Mister Tagesthemen“ bekannt. Die abendliche Nachrichtensendung im Ersten *moderierte er von 1991 bis 2006.*

Wenn wir jetzt einmal bei Journalismus und Fernseh-Gewohnheiten sind: Was halten Sie von Formaten wie der neuen Stefan Raab-Sendung *Die Absolute Mehrheit*? Oder der *heute-Show*?
Stefan Raab, nein, so etwas gucke ich mir nicht an. Das ist Schwachsinn. Diejenigen, die dahin gehen, lassen sich verarschen und sind schön blöd, wenn sie es tun! Denn da geht's ja wirklich nur darum, Leute zu verarschen – und das Publikum soll das toll finden. Die *heute-Show* ist etwas ganz anderes, eine sehr gelungene satirische Sendung. Gucke ich mir häufig an. Die hat zu Recht den Hans-Joachim-Friedrichs-Preis, den seriösesten Fernsehpreis, bekommen.

Was brauchen Ihrer Meinung nach die öffentlich-rechtlichen Nachrichten heute, um für ein breites, auch jüngeres Publikum attraktiv zu sein?
Die Nachrichten, wie zum Beispiel die *Tagesschau*, sind ja unglaublich attraktiv. Sie dürfen nicht vergessen: Jeden Abend schalten etwa 10 Millionen Leute ein, das ist eine enorme Zahl. Das Problem dabei ist, dass 15 Minuten kurz sind – eine sehr beschränkte Zeit – und dass sie auch eine sehr strikte Form haben. Aber das Wichtige ist ja, dass Nachrichten gut informieren, also nicht, dass sie sozusagen „unterhaltend" sind. Es ist schön, wenn die einzelnen Stücke so konstruiert sind, dass sie zwar den Inhalt geben, aber sie auch gleichzeitig gut kommunizieren. Gut kommunizieren kann natürlich auch bedeuten, dass sie ein gewisses Interesse wecken und – ja, ich will das Wort „unterhaltend" da nicht benutzen… Aber dass Sie sich zumindest nicht langweilen dabei. Wichtig ist, dass man eine verständliche Sprache spricht. Sie dürfen dort keine Fremdworte benutzen, die die Leute nicht kennen, aus dem einfachen Grund: In der Zeitung können Sie ein Fremdwort nachschauen, im Fernsehen ist das Wort vorbei, wenn Sie anfangen, darüber nachzudenken. Dann hören Sie schon nicht mehr, was als nächstes kommt.

Erinnern Sie sich spontan daran, was die aufwühlendste, die schockierendste Nachricht war, die Sie selbst einmal vorlesen mussten?
Es gab sehr viele schockierende Nachrichten, aber das Dramatischste waren natürlich die Attentate in New York seinerzeit. Da habe ich am Nachmittag vier Stunden live hintereinander moderiert. Das war ohne Frage das Dramatischste.

Gab es auch Meldungen, über die Sie sich beim Vorlesen persönlich gefreut haben?
Das Problem an Nachrichten ist ja, dass man eigentlich immer das berichtet, was nicht geht; wo ein Fehler ist. Ich erinnere mich daran, dass es lange gedauert hat, bis die LKW-Maut auf deutschen Autobahnen funktionierte. Das wurde immer wieder rausgeschoben aus technischen Gründen und irgendwann hieß es: Am 1. Januar, sonntagabends um 10, soll das nun endlich anfangen. Sonntagabends senden die *Tagesthemen* immer erst um viertel vor 11 und ich habe gesagt: Dann gibt es das schon eine Dreiviertelstunde – lasst uns das mal senden! Daraufhin sagte die Redaktion: Wenn es funktioniert, ist es doch keine Meldung. Ich habe gesagt: Doch, jetzt haben wir jahrelang immer berichtet, dass es nicht geht – und wenn es jetzt funktioniert, ist das eine Meldung! Und wir haben das dann auch gemacht. Das heißt, wir haben etwas Positives berichtet *[schmunzelt]*. Sie sehen, ich habe das nicht vergessen. Ich fand es wichtig, dass wir hier mal über etwas Positives berichten, denn es war ja die Folge eines ewigen Prozesses von Berichterstattungen über „Es geht nicht". Dann ist die Berichterstattung über „Es geht eben doch" eine wichtige Nachricht.

Wie vielleicht irgendwann beim neuen Berliner Flughafen?
Das wird auch so… wenn der irgendwann mal funktioniert *[lacht]*.

Sie haben in Ihrer journalistischen Karriere eine Vielzahl von Personen getroffen – unter anderem darum geht es ja auch in Ihrem aktuellen Buch „Neugier und Übermut". Gibt es zu manchen davon auch heute noch eine Art Freundschaft bzw. treffen Sie einige regelmäßig?
Sagen wir mal eher: Bekanntschaft. Ich habe mich kürzlich mit Hans Dietrich Genscher getroffen. Aber es ist so, dass man – und das schildere ich auch in meinem Buch – eine gewisse Distanz einnehmen muss zu denen, über die Sie berichten müssen, selbst wenn Sie mit ihnen befreundet sind. Besonders schwierig war das für mich bei Günther Grass. Mit ihm fühle ich mich befreundet, aber als er damals seine Biographie *Beim Häuten der Zwiebel* veröffentlichte, wurde ihm vorgeworfen, er habe da zum ersten Mal zugegeben, dass er bei der Waffen-SS gewesen war. Ich meine, der Mann ist eingezogen worden, der hat sich nicht freiwillig gemeldet… Aber die Diskussion darum kochte hoch, und ich hatte schon vorher mit ihm ein Fernseh-Interview vereinbart. Das war dann eine sehr schwierige Situation: Freund zu bleiben, aber auch in die Rolle des unabhängigen Journalisten zu schlüpfen.

Gibt es jemanden, der Ihnen als besonders beeindruckende Persönlichkeit in Erinnerung geblieben ist?
Sehr viele. Auch „kleine" Persönlichkeiten, die gar keiner kennt, wenn ich sie jetzt nenne. Absolut beeindruckende Figuren waren Bill Clinton oder François Mitterrand. Jemand wie Genscher ist beeindruckend durch die Art und Weise, wie er Außenpolitik gemacht hat. Oder Gerhard Schröder, der heute in Deutschland ein schlechtes Image hat, im Ausland aber sehr positiv gesehen wird, weil man sagt, Deutschland steht heute so gut da, weil er die Reformen gemacht hat. In Frankreich etwa ist Schröder heute das politische Vorbild. Aber auch andere Leute, die ich getroffen habe, haben mich absolut fasziniert. Zum Beispiel eine ganz unbekannte Person namens Hans Müller, geboren in Düsseldorf, den ich 1979 in Peking treffe. Er war Mitglied des chinesischen Volkskongresses. Da fragt man: Wie kommt ein Hans Müller aus Düsseldorf in den chinesischen Volkskongress? Und wenn Sie sich dann die Biographie dieses Mannes anschauen, dann sagen Sie: unfassbar!

Der ist nämlich 1939 als Feld-Chirurg zu Mao Tse-tung gegangen, weil er gesagt hat: Ich will den Faschismus bekämpfen, in diesem Falle Japan als Achsenmacht. Unglaublich! Oder der Bruder des letzten Kaisers von China – hinter solchen Persönlichkeiten stecken so unglaubliche Biographien. Da ist es dann gut, wenn man neugierig ist.

Ein anderes Thema: Sie sind nicht nur Journalist, sondern haben auch verschiedene Patenschaften inne – unter anderem eine Wortpatenschaft…
Freiheit!

Genau… Wo sehen Sie für die Freiheit heute die größten Herausforderungen?
Überall dort, wo es keine Freiheit gibt, also in Diktaturen oder autoritären Regimen. Aber auch wir bei uns müssen uns immer wieder Gedanken darüber machen, was wir mit dem Begriff „Freiheit“ meinen. Ich halte es für ein großes Problem, wie die Freiheit von neoliberalen Wirtschaftsvertretern definiert wird, die zum Teil sagen: Freiheit bedeutet die völlige ethische Unabhängigkeit des Handelns. Das ist ein Zitat! Da sage ich immer: Es ist absurd, so etwas zu fordern oder es ernsthaft zu sagen – aber die sagen es ja ernsthaft! Das bedeutet: Wenn ich von der völligen ethischen Unabhängigkeit des Handelns rede, dann darf ich im Namen des Gewinns Menschenleben riskieren. Das klingt vielleicht absurd, aber das Schlimme ist: Es gibt viele Beispiele, wo Unternehmen das tun, etwa in der Pharma-Industrie. So weit darf Freiheit eben nicht gehen! Wenn wir Freiheit definieren, dann bin ich auf der einen Seite der Meinung, dass in Deutschland Freiheit sehr eingeschränkt ist: „Das hat es noch nie so gegeben, das haben wir noch nie so gemacht“ statt zu sagen „Du willst? Dann versuch’s!“. Auf der anderen Seite muss es Schranken geben für die Freiheit. Und die allererste Schranke, für den Einzelnen, muss die Verantwortung des Handelnden sein.

Sie sind in Japan geboren und haben seit Ihrer Kindheit die verschiedensten Kulturen erlebt. Zu welcher haben Sie eine besondere Bindung; in welcher würden Sie gern Ihren Lebensabend verbringen?
Es hat lange gedauert, bis ich erkannt habe, dass Deutschland meine Heimat ist. Es hat deswegen lange gedauert, weil es natürlich auch bei mir so war, dass die Belastung durch das Dritte Reich, die Konzentrationslager, die Vernichtung der Juden, etwas ist, was man nicht mit seiner Identität verbinden möchte. Es bleibt einem aber nichts übrig: Wenn man Deutscher ist, gehört es zur eigenen Identität; man muss sich damit auseinandersetzen und dann auch die Konsequenzen ziehen. Das musste ich lernen, das dauerte eine Weile. Ich habe sicherlich eine besondere Beziehung zu zwei Kulturkreisen. Das eine ist Frankreich – dort bin ich zur Schule gegangen, habe dort später zehn Jahre als Korrespondent gearbeitet. Ich habe ein kleines Häuschen und verbringe viel Zeit dort. Aber genauso fasziniert mich immer noch Amerika: Dort habe ich studiert, war Korrespondent, dort mache ich sehr häufig Urlaub. Aber „Lebensabend verbringen“? Irgendwo in einem Stuhl sitzen und warten, dass die Sonne untergeht? Das ist nicht mein Ding.

Herr Wickert, wir danken Ihnen vielmals für das Gespräch!

Das Interview führten Frank und Martin.

Gefährlicher Kampf um die Menschenrechte

Indigenen-Aktivisten in der philippinischen Provinz wehren sich gegen Repression. Dabei werden sie von internationalen Beobachtern unterstützt.

von Katja Paulke

Es ist Mittag und die Sonne scheint unerbittlich. Noch zwei Stunden und dann wird wohl auch hier im kleinen Dorf Panalsalan im Süden der Philippinen der Regen ankommen, wie jeden Tag zur Regenzeit. Doch noch berichtet Jessielyn Colegado unermüdlich im Schatten eines Santolbaumes von den Menschenrechtsverletzungen, die den Indigenen mitten in den Bergen von Mindanao widerfahren sind. Die Erzählung der dreifachen Mutter und Großmutter wird oft durch ihr Lachen unterbrochen. Die Menschen hier finden immer etwas zum Lachen und sei es um die Verzweiflung, Ratlosigkeit oder Müdigkeit zu überspielen. Seit nunmehr acht Jahren kämpft die Indigenen-Vereinigung *PADATA* (*Panalsalan Dagumbaan Tribal Association*) und mit ihnen Jessielyn für ihr Ahnenland, das ihnen unrechtmäßig durch den Großgrundbesitzer Ernesto Villalon und seine private Sicherheitsarmee verwehrt wird. Seitdem sie den Anspruch auf ihr Land erhoben haben, sind die Aktivisten und ihre 250 Haushalte ständigen Bedrohungen ausgesetzt. Der Zugang zu ihrem Land und ihrer Ernte wird ihnen mittels Waffengewalt untersagt. Sicherheitskräfte brandschatzen

ihre Häuser. Doch die Indigenen-Vereinigung wehrt sich. Sie zeigt die Vorfälle an und organisiert Protestcamps. Im August 2011 wird das 28-jährige *PADATA*-Mitglied Welcie Gica während eines Zusammentreffens von Sicherheitskräften Villalons und *PADATA* aus fadenscheinigen Gründen von den Sicherheitskräften erschossen. Trotz Morddrohungen wird der Verdächtige angezeigt. Ohne Erfolg – bis heute ist er ein freier Mann.

Der Mord an Welcie Gica war nur einer von vielen

Doch es gibt noch weitaus mehr Fälle von Menschenrechtsverletzungen, und sogar Mord. In den letzten Jahren kam es, nach Schätzungen des Beauftragten der Bundesregierung für Menschenrechtspolitik und Humanitäre Hilfe, zu über 1.000 Ermordungen von Journalisten und politischen Aktivisten. *Human Rights Watch* hat allein von Oktober 2011 bis September 2012 drei Morde an Umweltaktivisten durch paramilitärische Einheiten dokumentiert.

Eines dieser Opfer ist Jimmy Liguyon. Er stellte sich gegen eine Bergbau-Offensive in San Fernando und versuchte sein Ahnenland vor internationalen Bergbaukonzernen zu schützen. Im März 2012 wurde er von einer paramilitärischen Einheit erschossen.

Erwin Marte hingegen überlebte ein auf ihn verübtes Attentat. Er setzt sich für die Verbesserung der Menschenrechtssituation in Bukidnon sowie für eine Interessenvertretung von sieben Clans in Zentral-Mindanao ein. Gleichzeitig unterstützt er Opfer und vermittelt zwischen zerstrittenen Indigenen-Gruppen. Dafür wird er als kommunistischer Staatsfeind diffamiert.

Diese beiden verbindet ihr Einsatz als Menschenrechtsverteidiger in Mindanao. Nach der Deklaration der Vereinten Nationen ist jeder, der die Menschenrechte friedlich unterstützt und einfordert, ein Menschenrechtsverteidiger. Das Aufdecken von Menschenrechtsverletzungen und deren Veröffentlichung, die Unterstützung von Opfern, Bildungs- und Beratungsangebote oder schlichtweg der bloße Einsatz für die eigenen Menschenrechte können ein Individuum oder eine Gruppe zu Menschenrechtsverteidigern machen.

Damit sie besseren Schutz genießen, verabschiedete im Dezember 1998 die UN-Generalversammlung die „Erklärung zu den Menschenrechtsverteidigern“. Darin werden ihnen zahlreiche Rechte zugeschrieben, zum Beispiel das Recht, Informationen zu sammeln, zu besitzen und zu veröffentlichen oder neue Menschenrechtsideen und -prinzipien zu entwickeln. Doch eine allumfassende Verwirklichung der Erklärung innerhalb der Staatengemeinschaft ist bis heute nicht erreicht. Weltweit stehen den Aktivisten restriktive Gesetze und manipulierte Anklagen im Weg.

Auch die Philippinen haben die Deklaration zwar ratifiziert, aber nicht umgesetzt. Dort ist „Red-Baiting“ ein üblicher Weg, Menschenrechtsverteidiger zu behindern. Dabei werden regierungskritische Stimmen als Staatsfeinde, kommunistische Terroristen oder als Mitglieder paramilitärischer Bewegungen diffamiert.

PADATA berichtet auch davon, dass nach Übergriffen die Täter einfach wieder laufen gelassen werden oder die Polizei erst Stunden nach einem Notruf auftaucht. Anzeigen werden gar nicht erst erfasst, Bedrohungen nicht ernst genommen. Einige fühlen sich in ihrer Arbeit so stark eingeschränkt, dass sie aufgeben. Andere, wie Erwin Marte, lassen sich dennoch nicht einschüchtern, und versuchen sich durch private Netzwerke und Geheimhaltung zu schützen.

Menschenrechtsbeobachtung gegen Bedrohungen

Jessielyn Colegado und die Präsidentin von *PADATA*, Vilma Morena, sitzen auf zwei Plastik-Campingstühlen. Vor ihnen steht ein massiver Schreibtisch. Dahinter sitzt Rustom Duran – Provincial Director der Polizei in Malaybalay – lächelnd in seinem Arbeitssessel. Alle drei diskutieren über eine kleine lokale Polizeieinheit, die die Sicherheitslage der Indigenen-Vereinigung verbessern soll. Doch in dem kargen Büro haben auch zwei Menschenrechtsbeobachter der deutschen Nichtregierungsorganisation *International Peace Observers Network* (*IPON*) Platz genommen. Sie beobachten und dokumentieren das Gespräch. Oft werden falsche Zusicherungen gegeben oder Zuständigkeiten weitergeschoben. *IPON* dokumentiert die fehlende Regierungshilfe und reicht Reporte an staatliche Institutionen weiter. Außerdem wird durch das englische *Journal Observer* sowie durch Blogbeiträge, Vorträge und Reporte die internationale Öffentlichkeit informiert.

Das Prinzip der Menschenrechtsbeobachtung wird weltweit von verschiedenen Organisationen in unterschiedlichen Konfliktgebieten angewendet. Es basiert darauf, dass fast alle Staaten, so auch die Philippinen, offiziell die Menschenrechts-Charta unterzeichnet haben. Wenn der Staat seiner Pflicht zur Wahrung der Menschenrechte nicht nachkommt, können unabhängige Beobachter die Verletzungen dokumentieren und an die Öffentlichkeit bringen. Ihre Aufgaben sind unter anderem, Präsenz zu zeigen und Menschenrechtsverteidiger zu begleiten. Ziel ist es, einen Raum zu schaffen, in dem sich diese ohne Bedrohungen engagieren können.

Seit nunmehr einem Jahr arbeiten *PADATA* und die deutsche Nichtregierungsorganisation *IPON* zusammen. Im Sommer 2011 verschärfte sich die Sicherheitslage in Panalsalan. Durch eine lokale Nichtregierungsorganisation erfuhren die internationalen Beobachter davon.

Katja Paulke

(23) studierte Sozialwissenschaften und Geschichte an der Universität Erfurt. Momentan arbeitet sie für IPON als Menschenrechtsbeobachterin auf Mindanao in den Philippinen.

Mail: katja.paulka@sos-darfur.de

Im Rahmen der Kooperation begleiten Freiwillige aus Deutschland, Luxemburg, Uganda und der Schweiz die Menschenrechtsverteidiger und dokumentieren ihren Fall auf Mindanao. Dank ihrer Präsenz nimmt die Polizei die Anzeigen auf und die *PADATA*-Aktivisten fühlen sich sicherer.
Erwin und Jessielyn betrachten *IPON* als eine zusätzliche Hilfe, nicht aber als alleinigen Motor. Mithilfe der deutschen NGO wird ein Fall bekannter und die Behörden registrieren die Menschenrechtsverletzungen. Das setzt den Staat unter Handlungs- und Rechtfertigungsdruck und gewährleistet Schutz. Der ehemalige NGO-Mitarbeiter Marcial Bolen sieht die Arbeit trotzdem kritisch. Seiner Meinung nach schenken die Polizisten den Beobachtern zwar Aufmerksamkeit, aber es folgen keine Verbesserungen. Seit dem letzten Jahr hat sich zwar die Menschenrechtssituation für die indigenen Aktivisten zum Positiven verändert. Inwiefern *IPON* hierzu maßgeblich beigetragen hat, lässt sich schwer sagen, da sich die Organisation erst seit einem Jahr mit der Sicherheitslage *PADATA*s auseinandersetzt. Das ist für die Menschenrechtsbeobachter noch kein Grund aufzugeben, solange Menschen wie Jessielyn Colegado die Arbeit *IPON*s als Stütze für ihren Kampf für die Menschenrechte empfinden. □

Rezension

Arme Roma, böse Zigeuner

von Robert

Roma, Zigeuner, fahrendes Volk: Sie haben viele Namen, und ebenso vielseitig sind die Klischees, die über diese Volksgruppe kursieren. Sie seien faul, kriminell, würden nur saufen und vieles mehr. Norbert Mappes-Niediek, freier Korrespondent und einstiger Berater des UNO-Sonderbeauftragten für das ehemalige Jugoslawien, macht sich in seinem Buch *Arme Roma, böse Zigeuner* auf die Suche nach dem wahren Kern dieser und anderer Vorurteile.
Auf 200 Seiten widmet er sich fast allen Aspekten, die einem beim Begriff „Zigeuner“ in den Sinn kommen: Geschichte, Sprache, aktuelle Situation, Kultur, Integrationspolitik der Einzelstaaten und der EU. Das Buch gliedert sich hierbei thematisch in zwei große Teile, von denen der erste sich mit der aktuellen politischen und sozialen Lage beschäftigt und der zweite auf den historischen Hintergrund Bezug nimmt. Diese Ordnung ist allerdings, wie auch die Kapiteleinteilung, völlig überflüssig, da der Autor es nicht unterlässt, konstant alle Themen durcheinanderzuwerfen. So mischen sich Ausführungen über aktuelle Integrationsstatistiken mit historischen und sprachwissenschaftlichen Einschüben. Solche Verweise sind nicht immer vermeidbar, auf Dauer aber schier verwirrend.
Des Weiteren stützt sich Mappes-Niedieks Kreuzzug zur Rettung des Roma-Images selten auf Fakten. Es gelingt ihm zwar, viele der Roma-feindlichen Statistiken als nicht repräsentativ zu entkräften, jedoch nennt er selbst keine Zahlen, um seine Thesen zu untermauern. Oft wird sich dann eines Bezugs auf Einzelfälle oder Gebräuche bedient. Als Argument gegen die angeblich hohe Kriminalität wird beispielsweise darauf verwiesen, dass Diebstahl bei bestimmten Roma-Gruppen verpönt sei. Die Argumentation wirkt dabei oft widersprüchlich. Auf der einen Seite sei das Bild der Roma in der heutigen Gesellschaft verzerrt, von nationalistischen Vorurteilen unterfüttert. Es sei schon aufgrund der Heterogenität dieser Gruppe nicht möglich, von einem „Volk“ zu reden. Andererseits bedient sich der Autor des Begriffs Volk durchgängig und argumentiert selbst, als ob die Roma homogen seien. Diese und ähnliche magere Begründungen ziehen sich in Massen durch das gesamte Buch.
Indem es viele Themen anschneidet, doch nichts wirklich ausarbeitet, verfehlt *Arme Roma, böse Zigeuner* seinen Anspruch, die Wahrheit über „die Zigeuner“ aufzudecken. Der Autor stellt sich eine Mammutaufgabe, um diese dann völlig schlampig zu bearbeiten. Kaum hat ein Thema Interesse beim Leser geweckt, verschwindet es wieder von der Bildfläche, um an unpassender Stelle wieder aufgegriffen zu werden. So wird der akademische Streit über die eigentliche Herkunft der Roma auf zwei Seiten heruntergebrochen, ohne diesen aufzulösen, zu entscheiden oder zu bewerten.
Was bleibt sind 191 Seiten Geschwafel und ein neunseitiges Fazit, das an Flachheit und Inhaltsleere den vorigen Ausführungen in nichts nachsteht. □

Norbert Mappes-Niediek:
Arme Roma, böse Zigeuner.
Was an den Vorurteilen über die Zuwanderer stimmt
Ch.Links Verlag 2012
208 Seiten
16,90 €

Ich muss immer dichten

…sagte einst der junge Brecht. Heutzutage ist für Kunstschaffende Produktivität bei Weitem nicht die einzige Sorge.

von Robert

Der Traum vom süßen Künstlerleben schwebt manch einem vor Augen. Dem Leben exzentrischer Gestalten, wie Hemingway oder Dalí, die mit ihrer Kunst reich und berühmt wurden. Ihnen gegenüber stehen Fälle wie der van Goghs, der Zeit seines Lebens arm war und dessen Ruhm sich erst nach seinem Tod begründen sollte. Doch was bedeutet es heutzutage, Künstler zu sein? Was ist Realität und was nur romantische Verklärung?

In Deutschland gibt es unter den Selbstständigen momentan um die 7.000 Schriftsteller, 9.000 bildende Künstler und 2.600 Musiker und Komponisten, Tendenz steigend. 60 Prozent von ihnen verdienen jährlich maximal 50.000 Euro, in der Regel weniger. Das durchschnittliche Jahreseinkommen eines in der deutschen Künstlerkasse Versicherten liegt bei ca. 14.000 Euro – im Jahr. Nicht gerade ideale Einstiegsaussichten.

Trotzdem hat Maik Pevestorff aus Jena vor Kurzem den Schritt in die Selbstständigkeit als Künstler gewagt. Der 27-jährige Cottbusser entschloss sich nach seinem Lehramtsstudium an der FSU, nicht wie die meisten seiner Kommilitonen ins Referendariat zu starten, sondern seinen künstlerischen Interessen zu folgen. Anfangs noch ohne eine genauere Vorstellung, aber mit einem Traum, den er von klein auf hegte, machte er sich auf zur Behörden-Odyssee.

„Machen Sie mal besser Ihr Referendariat“, sagte ihm die Sachbearbeiterin bei der Bundesagentur für Arbeit, als er ihr von seinen Plänen berichtete. Ein sicherlich gut gemeinter Vorschlag, doch wo innere Neigungen einen treiben, ist guter Rat fehl am Platz.

Die Kunst der Kundenakquise

Was folgte, war eine Palette von kaufmännischen Weiterbildungen. Man ist eben nicht nur Künstler, sondern vor allem eins: selbstständig. Das kreative Denken musste vorerst zurückgestellt werden, stattdessen hieß das Zauberwort nunmehr Businessplan. Es galt, sich in Workshops und Beratungen all das Wissen anzueignen, das den Schlachtplan für die nächsten Monate und Jahre vorgeben sollte: Kundenakquise, Marketing, Buchführung. Wie kriege ich mein Produkt an den Mann, ohne dabei pleite zu gehen? Nach all dem ist der Quereinsteiger Maik jetzt offiziell „freier Autor und Theatermacher“.

Das Feld ist hart umkämpft. Für Schriftsteller ohne Beziehungen oder Nachwuchspreise ist es extrem schwer, einen Verlag zu finden. *Rowohlt* oder *Diogenes* erhalten jährlich 3.000 unverlangte Manuskripte. Der durchschnittliche deutsche Lektor hat täglich 25 neue auf seinem Tisch. Werke unbekannter Autoren werden vermutlich oft gar nicht oder nur sporadisch gelesen, um dann im Papierkorb zu landen.

Was bleibt, ist die Eigeninitiative. Maik zog die letzten Monate mit seiner Lesung *Dialoge*, musikalisch unterstützt von Martin Hünniger, durchs Land. Sein Theaterstück *Konter-Konter-Revolution* entstand im Rahmen des diesjährigen Kurztheaterspektakels. Der Kurzfilm *Ophelia* wird durch Unterstützung der freien Szene und durch eigene Mittel finanziert. >>

Maik (rechts) zusammen mit Martin Hünniger auf ihrer Lesetour „Dialoge“

Die Arbeit fernab vom offiziellen Theaterbetrieb bietet zwar die Möglichkeit, alternative Arbeitsmethoden anzuwenden und künstlerisch zu experimentieren. Sie hat allerdings auch einen wesentlichen Nachteil. „Man kommt halt nie über bestimme Szenen hinaus. Auf den Lesungen oder bei den Aufführungen war bisher noch nie jemand von einem großen Verlag, der dann im Nachhinein gemeint hätte: ‚Das ist genau das, was wir wollen‘“, berichtet Maik mit einem ironischen Lächeln.

Kein illusorischer Spinner

Verhungern muss er trotzdem nicht. Während der ersten zwei Jahre der Selbstständigkeit wird man weiter von *jenarbeit* gefördert. Es erfolgt jedoch lediglich eine Aufstockung auf Höhe des Hartz IV-Regelsatzes und das auch nur gegen Nachweis der Abrechnungen. Dies erfordert einen konstanten Fluss von kreativen Tätigkeiten wie Lesungen und kleineren Theaterprojekten. Was Bürokraten und Ämter freut, frisst allerdings Zeit, die Maik lieber in die Verwirklichung von längerfristigen Projekten investieren würde.

Momentan arbeitet er an den Theaterstücken *Das Drecksstück* und *Die Fischer* sowie an seinem Kurzfilm *Ophelia*. Nebenher ist er in einer Schule als Theaterpädagoge tätig und sitzt in der Jury des Jakob-Michael-Reinhold-Lenz-Preises für Dramaturgie. So ist Maik zwar recht gut eingespannt, doch ist ihm der Sprung auf die Bühnen der etablierten Literatencafés und des Theaterhauses noch nicht gelungen. Die *Freie Bühne e.V.* bietet aber bisher die Spielstätten und Möglichkeiten, um seine Stücke aufzuführen.

Die Frage, ob er nicht neidisch auf seine ehemaligen Kommilitonen sei, die jetzt im Referendariat sind, beantwortet Maik mit einem souveränen „Nein“, um dann nach einer kurzen Pause hinzuzufügen: „Wenn ich an die Schule denke und die ganzen Schülermassen, die da auf einen zuströmen… Ich denke nicht, dass ich da weniger Stress hätte.“ Wie sich seine finanzielle Situation in den nächsten Jahren gestalten wird, bringt ihn öfter ins Grübeln. Trotz Businessplan und Weiterbildung ist es schwer, langfristig zu planen. Wann wird er seine Krankenkasse selbst bezahlen, und wie wäre es eigentlich mal mit einer Altersvorsorge? Es hat schon etwas Ironisches, dass sich seine Sorgen ums Geld drehen und nicht um das Versiegen seiner kreativen Ader.

Was seine Zukunft angeht, ist Maik kein illusorischer Spinner, der den Weltruhm an der nächsten Straßenecke vermutet. Für die nächsten Jahre hofft er darauf, seine Texte endlich verkaufen zu können und mit einer Theatergruppe seine Stücke aufzuführen. Eine Regieassistenz oder eine Hospitation am Theater sind bereits angedacht. Sollte sich das alles als vergeblich erweisen, wird er unter Umständen doch den Rat seiner Sachbearbeiterin berücksichtigen und „mal lieber sein Referendariat machen“. □

Rezension

Ödipus unter der Dusche

Das wohl bekannteste Werk Hitchcocks ist neben *Die Vögel* sicherlich *Psycho*. Über 20 Jahre nach dem Erscheinen in den USA wird das Buch *Hitchcock und die Geschichte von ‚Psycho'* auf Deutsch veröffentlicht – zeitgleich mit der Verfilmung.

von LuGr

Es war ein kalter Tag im November 1957, an dem das 700 Einwohner zählende Dorf Plainfield im US-Bundesstaat Wisconsin landesweite Berühmtheit erlangen sollte. Ed Gein war ein schüchterner Farmer, den viele Bekannte trotz einiger seltsamer Bemerkungen als harmlos bezeichnet hätten. Doch dann verschwand die Besitzerin eines Gemischtwarenladens und die beiden örtlichen Sheriffs statteten Ed Gein einen Besuch ab. Obwohl er auf seinem 160 Morgen umfassenden Land einen Ein-Personen-Haushalt unterhielt, lebte er dort nicht allein. Zahlreiche Frauen leisteten ihm Gesellschaft – zumindest in ihren Einzelteilen. Ob er keinen Kaffee mehr im Haus hatte, weswegen er eine Tasse menschlicher Nasen auf dem Küchentisch stehen ließ? Ob ihm das Geld ausgegangen war für Geschirr, sodass er die obere Hälfte eines Schädels zur Suppenschüssel umfunktionierte? Im ersten Stockwerk fanden die beiden Sheriffs zwei verriegelte Zimmer; in einem von ihnen wohnte Geins längst verstorbene, doch nie vergessene Mutter.

Diese gruselige Geschichte inspirierte Schriftsteller Robert Bloch zu seinem Roman *Psycho*. Seiner Hauptfigur hängte er Freud'sche Theorien um den Ödipus-Komplex an, die Ende der 50er Jahre en vogue waren. Noch ein paar ausgestopfte Tiere dazu und fertig war eine Mixtur an der Grenze zwischen Detektivgeschichte und Schocker. Der mit abseitigem Humor gesegnete Alfred Hitchcock adaptierte sie allzu gern für das wagemutigste und künstlerisch nachhaltigste Werk seiner umfassenden Filmografie. *Psycho* finanzierte er aus eigener Tasche, drehte mit geringem Budget und verstieß gegen die zeitgenössischen Konventionen und Zensurbestimmungen Hollywoods. Ein Mord an der Hauptdarstellerin in der ersten Hälfte des Films? Nackte Haut und Travestie? Viele Wagnisse, die das Zensurbüro Hollywoods um ein Haar nicht passiert hätten.

Stephen Rebello veröffentlichte das Sachbuch *Hitchcock und die Geschichte von ‚Psycho'* bereits 1990 und ihm gelang dabei eine Meisterleistung in Sachen Dramaturgie, die es trotz der zahlreichen Fakten und Dokumente in die Nähe eines packenden Thrillers rückte: psychologische Motive, eine ausgearbeitete Figurenbiografie – vor allem Hitchcocks – und eine in sich geschlossene Handlung vom Prolog (Ed Gein, Bloch) über die Haupthandlung (die Dreharbeiten von *Psycho*) bis hin zum Epilog (Hitchcocks Karriere nach *Psycho*). So wurde *Psycho* zwar zu Hitchcocks Meisterstück, mit dem er nicht nur sein Konzept der „suspense" perfektionierte, sondern mit seinen kühnen Montagen auch das Grusel-Kino revolutionierte und zum unverzichtbaren Bestand der Popkultur avancierte. Doch sein bekanntester und stilbildender Film war Segen und Fluch zugleich: Er konnte seinen Erfolg nicht wiederholen, sondern bekam von den *Universal*-Studios Auftragsarbeiten wie *Torn Curtain* oder *Topaz* regelrecht aufgezwungen, bei denen er weder auf die Besetzung noch auf das Drehbuch großen Einfluss ausüben konnte. Diese umfassende Kontrolle hatte *Psycho* zum Klassikerstatus und dem aufmerksamkeitsbedürftigen Meister-Regisseur zur Zufriedenheit verholfen. Das betraf auch die legendäre Dusch-Szene, die

beim Dreh des „30 Tage-Films" und beim Filmschnitt viel Zeit kostete, mussten doch Splatter und Nacktheit geschickt umschifft werden.

Rebellos Buch ist ein „Making-of" im besten Sinne: spannend, detailreich, gut recherchiert aus Gesprächsprotokollen, gespickt mit O-Tönen der Beteiligten. Zudem ist *Hitchcock und die Geschichte von ‚Psycho'* ein beeindruckender Beweis dafür, dass sich auch die Entstehungsgeschichte eines Klassikers lesen kann wie ein guter Thriller. Das hätte auch dem akribisch arbeitenden „Master of Suspense" gefallen. □

Stephen Rebello:
Hitchcock und die Geschichte von ‚Psycho'
Heyne, 2013
416 Seiten,
9,99 €

„Hitchcock" (Regie: Sacha Gervasi)
dt. Kinostart: 07. Februar 2013

Szene aus „Nowhere“

Alien(ation), Acid & Apocalypse

Gregg Araki gilt als einer der wichtigsten Regisseure des „New Queer Cinema“. Protest gegen die Unterdrückung homosexueller Lebensentwürfe, problematische Liebe und das Ende der Welt sind die Themen dieser Independent-Filmbewegung.

von David & LuGr

FUCK THE WORLD – das ist das Lebensmotto des Vagabunden und Gelegenheitsstrichers Luke. Nachdem er ein Trio gewaltbereiter Neonazis in Notwehr tötet, begegnet er auf seiner Flucht dem desillusionierten Filmkritiker Jon, der wie er HIV-positiv ist. Die beiden werden ein Liebespaar. Auf der Suche nach Befreiung von sozialer Verachtung ziehen sie in eine rebellische, (selbst-)zerstörerische und gewalttätige Auto-Tour durch Kalifornien.

Das Kino ist tot – lang lebe das Kino: Mit *The Living End* drehte Regisseur Gregg Araki 1992 einen Meilenstein des „New Queer Cinema“, einer Bewegung des Independent-Films, die nicht mehr nur dem Studiosystem, sondern auch dem Umgang der US-amerikanischen Gesellschaft mit schwul-lesbischen Lebensentwürfen eine cineastische Ohrfeige versetzte. Nicht mehr die heterosexuellen Gangster Bonnie und Clyde, sondern das offen homosexuelle Paar Luke und Jon wehrte sich mit brutaler Gewalt gegen die repressive Gesellschaft. Bei der Inszenierung zeigte sich Araki indes radikaler als die Vertreter des „New Hollywood“: Nur 20.000 Dollar kostete sein Werk, bei dem er nicht nur Regie führte, sondern auch für Drehbuch, Fotografie, Schnitt und Produktion verantwortlich war.

Kinoaufstand gegen HIV

Der Begriff „New Queer Cinema“ wurde 1992 von der Medienwissenschaftlerin und Filmkritikerin B. Ruby Rich geprägt, die feststellte, dass in den zwei Jahren zuvor zahlreiche angelsächsische Independent-Filme mit homosexueller Thematik auf Filmfestivals für Sensation und Furore gesorgt hatten: *Poison* von Todd Haynes, *Swoon* von Tom Kalin, *Edward II* von Derek Jarman, *My Own Private Idaho* von Gus Van Sant und Gregg Arakis *The Living End*. Sie alle zeichneten sich durch eine „respektlose, energische, abwechselnd minimalistische und exzessive“ Machart aus, so Rich.

Homosexualität und offene Geschlechter-Identitäten im Film waren nichts Neues: Josef von Sternbergs Marlene-Dietrich-Figuren küssten andere Frauen bereits in den 1930er Jahren in aller Öffentlichkeit. Hitchcocks Thriller waren von schwulen und lesbischen Bösewichtern geradezu bevölkert. Die ungeheuerliche Subversion von Billy Wilders *Some Like It Hot* (1959) wurde durch seinen Humor verdeckt. Während das westeuropäische Arthouse- und Genre-Kino schon seit den späten 1960er und 1970er Jahren offen Homosexualität thematisierte, passierte dies in den USA nur in Underground-Filmen.

Neu am „New Queer Cinema“ war die bis dahin ungekannte Offenheit in der Visualisierung schwul-lesbischer Themen vor dem Hintergrund der HIV- und AIDS-Krise: Allein von 1990 bis 1992 starben etwa 100.000 Menschen in den

USA an AIDS, die Hälfte von ihnen waren homosexuelle Männer. Die schwulen Communities machten schwere Jahre durch und erlebten geradezu das Gefühl einer nahenden Apokalypse, besonders angesichts einer passiven konservativen Regierung und einer mehrheitlich homophoben Gesellschaft.

Das „New Queer Cinema“ reagierte darauf mit einer Flucht nach vorne, die wie ein Aufstand wirkte: Nicht mit Betroffenheitsrhetorik, sondern mit experimentellen und provokanten Bildern, ambivalenten Anti-Helden und schwarzem Humor kämpften die Regisseure gegen Resignation, Krankheit, Tod und Homophobie.

Beverly Hills, 90210 auf Acid

Als ein Höhepunkt des „New Queer Cinema“ gilt Gregg Arakis „Teenage Apocalypse Trilogy“. *Totally Fucked Up* (1993) folgt einer Gruppe desillusionierter homosexueller Teenager in Los Angeles. In *The Doom Generation* (1995) fährt ein jugendliches *ménage à trois* durch eine bedrohliche kalifornische Wüstenlandschaft und muss unterwegs zornige Imbissbudenbesitzer und irre Stalker abwehren – oft mit blutigen Folgen. Araki selbst bezeichnete *Nowhere* (1997), den letzten Teil seiner Trilogie, als sein „*Beverly Hills, 90210* auf Acid“: Das Leben einer Gruppe homo- und bisexueller Freunde gerät durch eine Alien-Invasion aus den Fugen.

Zwischen dem ernüchternden Realismus des ersten Trilogie-Films und dem surrealistischen Irrsinn des dritten scheinen Welten zu liegen, doch viele thematische Motive tauchen immer wieder auf. In Arakis Filmwelten sind Homo- und Bisexualität ganz normaler, ausgelebter Alltag, inklusive aller daraus resultierenden Liebeskonflikte. Abnormal sind hingegen die Homophoben, die mit brachialer Gewalt den Alltag der Teenager zerstören.

AIDS wird nebenbei, meistens lakonisch und zynisch thematisiert. Die feindlichen Aliens aus *Nowhere* können auch als Allegorie auf die Infektionskrankheit selbst interpretiert werden. Der Zorn aus *The Living End* hat sich nicht verflüchtigt, wenn in *Totally Fucked Up* über AIDS gesagt wird: „It’s a born-again Nazi Republican wet dream come true.“ Arakis Außenseiterfiguren werden Opfer persönlicher Apokalypsen, die sie in den gewaltsamen Tod oder ins Nirgendwo führen. Sie (und die Zuschauer) werden nicht erlöst – schon gar nicht durch ein Happy End.

NQC goes Mainstream

Die Trilogie-Filme sind ästhetisch erstaunlich. Immer wieder erschafft Araki weitwinklig fotografierte „unendliche“ Totalen mit absurden Hintergründen, die die Verlorenheit der Figuren in einer feindlichen Umwelt zeigen. *The Doom Generation* und *Nowhere* sind mit grotesken Setdesigns und komplexen Farbdramaturgien geradezu überfrachtet. Viele Zuschauer und Kritiker sahen aber keine visionären Bilder, sondern ausschließlich die offene Darstellung von Sexualität und exzessiver Gewalt, sodass die Filme bis heute umstritten sind.

Bereits im Produktionsjahr von *Totally Fucked Up* zeigten sich Einflüsse der „New Queer Cinema“-Bewegung auf Hollywood. Mit formelhaften Tragödie-Elementen und einer Betroffenheits-Attitüde stellt Jonathan Demmes AIDS-Drama *Philadelphia* von 1993 alles dar, wogegen das „New Queer Cinema“ rebelliert hat. Dennoch erhielt der Oscar-prämierte Film mehr Aufmerksamkeit als die Independent-Filmbewegung es für sich selbst je erträumen konnte.

Gerade ein Blick auf die *Academy Awards* seit 1994 zeigt, wie sehr sich mittlerweile auch Hollywood queerer Themen angenommen hat – etwa bei der Ehrung von Ang Lees *Brokeback Mountain* im Jahre 2006. Die zwei *Oscar*-Auszeichnungen für Gus Van Sants Aktivisten-Biopic *Milk* (2008) zeigen aber auch, dass Veteranen des „New Queer Cinema“ den Sprung in den Mainstream getätigt und dabei ihre Themen in massentauglicherer Form verarbeitet haben. Das trifft auch auf Todd Haynes zu, der Cate Blanchett in *I’m Not There* (2007) einen Mann spielen ließ. Dass Themen und Personen des „New Queer Cinema“ in den Mainstream überliefen, ließ es als radikale Bewegung des Independent-Kinos allerdings erlahmen. Gregg Araki widersetzte sich dieser Tendenz mit seinen weiterhin unabhängig produzierten, radikalen Filmen. 2004 drehte er seinen bislang größten Kritikererfolg: *Mysterious Skin*. Die kontroverse Thematik des Kindesmissbrauchs meistert der Regisseur dank seiner komplexen und vielschichtigen Charaktere. Im Mittelpunkt steht die Perspektive zweier missbrauchter Kinder und späterer Teenager, die im Streben nach Befreiung von der Vergangenheit verschiedene Wege gehen: Der eine landet auf dem Straßenstrich, der andere bei abstrusen Verschwörungstheorien über Entführungen durch Aliens. Doch auch mit *Mysterious Skin* gelingt Araki kein wirklicher Durchbruch in das Bewusstsein des Massenpublikums – nicht zuletzt aufgrund der harten und verstörenden Thematik.

FKK in Cannes

Seinen letzten Film, *Kaboom* (2010), hat er als „bisexuellen *Twin Peaks* an der Uni“ bezeichnet: Filmstudenten in farbübersättigten Dekors, Entführer und Mörder mit merkwürdigen Tiermasken, hypersexuelle FKK-Bader, lesbische Hexensabbats und eine nahende Apokalypse – alles freilich als Hommage an College-Komödien und Mystery-Serien inszeniert. Dass Araki für diesen Film die allererste ausgeschriebene „Queer Palm“ beim Cannes-Filmfestival erhalten hat, demonstriert sehr anschaulich B. Ruby Richs These vom Zerfall des „New Queer Cinema“ zum Nischenprodukt. Die Auszeichnung zeigt auch, dass er zumindest als Geheimtipp mittlerweile Zuspruch erhält. Sein nächster Film, der komplett in Frankreich produzierte *White Bird in a Blizzard*, ist gerade in Produktion: Das „New Queer Cinema“ ist tot, lang lebe Gregg Araki! □

Papiamentu: Um Worte zu finden

von bexdeich

Weiße Strände, türkisblaues Wasser, wogende Palmen. Die Inseln Aruba, Bonaire und Curaçao vor der venezolanischen Küste haben zahlreiche dieser paradiesischen Fleckchen Erde. Auf der Weltkarte nur als Punkte erkennbar, blicken die Inseln auf eine turbulente Geschichte zurück und haben seit jeher Menschen unterschiedlichster Abstammung beherbergt. Als Konsequenz hat sich Papiamentu entwickelt, die zur Familie der Kreolsprachen gehört: eine Hybridsprache, deren Vokabular aus Wörtern englischer, spanischer, portugiesischer, niederländischer sowie afrikanischer Herkunft besteht. Wie aber ist es zu der kuriosen Gegebenheit gekommen, dass es ausgerechnet ein Gedicht über den Zweiten Weltkrieg in dieser seltenen Sprache gibt, die doch in erster Linie Gedanken an karibische Sommerträume weckt?

Als ehemalige Kolonien der Holländer sind die Inseln noch heute mit dem niederländischen Königreich verbunden. Es ist nicht selten, dass die Inselbewohner einige Zeit in den Niederlanden verbringen. So auch Najola Martina, die dort geboren wurde, aber den Großteil ihrer Kindheit auf Curaçao verbrachte. Sie beherrscht die Sprachen Niederländisch, Englisch, Spanisch und Papiamentu. Um Gefühle, Lebensfragen oder eigene Zweifel auszudrücken, kommt für Najola jedoch nur Papiamentu in Frage, die Sprache ihrer Kindheit. Diese wird lediglich von etwa 330.000 Menschen gesprochen. Seit dem elften Lebensjahr ist das Spiel mit den Worten ihre Leidenschaft. „Ich habe auf jedes Blatt Papier geschrieben, das ich finden konnte, egal wann und wo mich ein Gedanke überkam“, schmunzelt sie. Viele Gedichte später zieht es Najola für das Studium zurück zu den „Käsköppen“ nach Rotterdam. Eine Exkursion nach Warschau und Berlin mit dem thematischen Schwerpunkt „Zweiter Weltkrieg“ wühlt sie so sehr auf, dass sie selbst ohne persönlich-historischen Bezug ein Gedicht darüber schreibt. Eindrücke aus dem Vernichtungslager Treblinka und dem Dokumentationszentrum Topographie des Terrors lassen sie nicht mehr los. Sie führen Najola zu der Frage, was es bedeutet, deutsch zu sein. Definiert die nationalsozialistische Geschichte auf irgendeine Weise die Identität eines Deutschen? Hier schließt sich der Kreis. Hier treffen weit entfernte Welten aufeinander und ein Gedicht über die deutsche Vergangenheit in einer karibischen Kreolsprache entsteht. Das lyrische Ich scheint verloren auf der Suche nach der Antwort, wie mit der Verantwortung für das Verbrechen der Nationalsozialisten umzugehen ist. Obwohl das Gedicht perspektivisch zurückblickt, stellt sich die Frage nach der eigenen Identität durch die Brutalität dieser Vergangenheit umso intensiver, aber auch umso schwieriger. □

Najola Martina

(22) wuchs auf Curaçao auf. Sie studiert den Masterstudiengang Kriminologie an der Erasmus-Universität in Rotterdam.

Najola Martina

Übersetzung: Najola Martina

‘Van Duitsen bloed’

Aki mi lombrishi ta derá.
Aki…kaminda sanger a drama ménos ku un siglo pasá

Here I stand,
For here my umbilical cord is buried
Here, where less than a century ago blood was brutally shed.

Parti di mi historia e ta
Parti di mi identidat e ta
Pero ken ami ta?

It’s a part of my history,
Part of my identity
But how does it define me?

Sano na mente òf kisas frustrá?
Superior òf igual?

Am I sane or perhaps troubled?
Superior or equal?

Wowo blou
Heteroseksual
òf Aleman puru tur hende mester ta?

Blue eyes,
Heterosexual
or a full German?

Paso kisas perfekto ami ta
òf mi mes defektonan mi a ninga di aseptá?

For I am perfect or do I refuse to see my own shortcomings?

Nan religion, rasa òf seksualidat ta hustifiká ku miónes
nan derecho di biba a ser ningá?

Did their religion, race or sexuality justify that millions were denied a right to live?

Awe…para na e mesun lugá
Mi ta ketu bai bringando pa sa…ken ami ta!

Today,
standing at the same place decades later
I find myself still struggling to find…who I am.

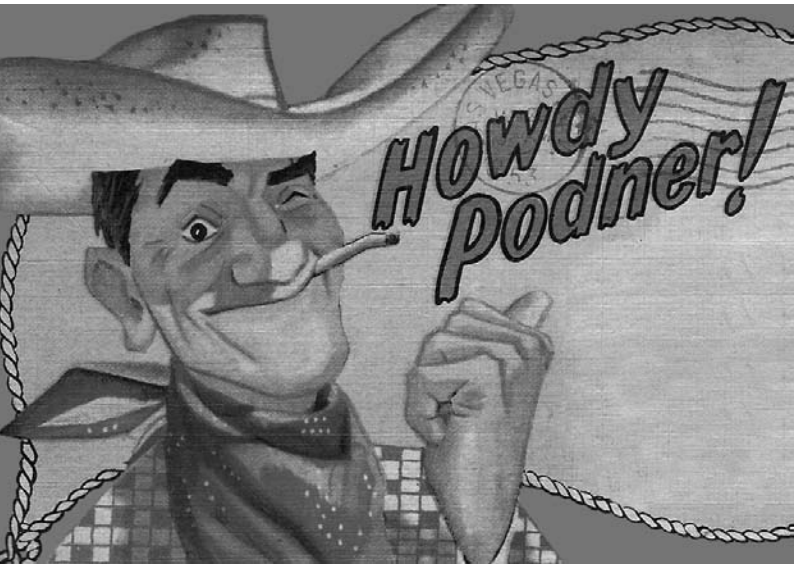
Aus rechtlichen Gründen können die Gedichttexte nicht unter unserer üblichen Creative-Commons-Lizenz stehen.
Ihre Verbreitung oder Verarbeitung erfordert die schriftliche Genehmigung der Übersetzer.

Kolumne

Pragmatisch

Guten Morgen«, sagte Bilbo, und er meinte es ehrlich. […] »Was meint Ihr damit?« fragte [Gandalf]. »Wünscht Ihr mir einen guten Morgen, oder meint Ihr, daß dies ein guter Morgen ist, gleichviel, ob ich es wünsche oder nicht. Meint Ihr, daß Euch der Morgen gut bekommt oder daß dies ein Morgen ist, an dem man gut sein muß?« (*Der kleine Hobbit*, S. 11).

Dieser kurze Dialog zwischen Bilbo und Gandalf führt den Zauberer als eine Person ein, die auch alltägliche Konventionen mit feinem Humor hinterfragt. Nun begegnen wir in unserem normalen Alltag nicht allzu oft Leuten, welche unsere kommunikativen Gewohnheiten und sprachlichen Routinen in Frage stellen – was uns erst (und dann oft massiv) in einer Fremdsprache widerfährt. Wie zum Beispiel begrüßt man jemanden in der fremden Sprache? Der deutsche Standardgruß ‚Guten Tag' findet sich zwar eins zu eins im französischen ‚bonjour' wieder, aber bereits im Englischen würde man mit ‚good day' von der gängigen Norm abweichen und vielleicht von seinem Gesprächpartner mit Gandalf-ähnlichen Fragen konfrontiert werden. ‚Good day' ist also in den allermeisten Fällen keine Option und man wird feststellen, dass es gar nicht so einfach ist, für das scheinbar simple ‚Guten Tag' ein vollwertiges Gegenstück zu finden. ‚Hello', ‚good morning', ‚good evening' oder das für viele immer wieder verwirrende ‚How do you do?' erfüllen je nach Situation die Funktion des deutschen Grußes. Letzteres hat seinen ursprünglichen Fragecharakter gänzlich verloren und funktioniert als ‚Spiegelgruß', auf den der Gegrüßte gleichfalls mit einem ‚How do you do?' antwortet – und ebenso wenig erwartet, dass er etwas über die Gemütslage seines Gegenüber erfährt wie der Erstgrüßer. Da die Fragefunktion keine Rolle mehr spielt, wurde diese Phrase konsequenterweise im amerikanischen Englisch auf ‚Howdy?' gekürzt – was der sinnentleerten Anwendung der ursprünglichen Frage als Gruß im Grunde genommen besser entspricht als die im britischen Englisch noch erhaltene Vollform.



Dass die Handhabung dieser pragmatischen Rituale für Sprachlerner nicht immer ganz einfach ist, erfuhr ich am eigenen Leibe, als ich eine Stelle als Assistenzlehrer für Deutsch in Aptos, Kalifornien, antrat. Die fortgeschrittenen Schüler begrüßten mich in akzentfreiem Deutsch mit ‚Was ist los?', was mich anfänglich ziemlich irritierte, bis ich erkannte, dass sie einfach ihren (eher umgangssprachlichen) Standardgruß ‚What's up?' wortwörtlich übersetzt hatten.

Leicht anders sind die Probleme in den Fällen gelagert, in denen Sprachen keine entsprechenden Phrasen kennen und in der Interaktionssequenz scheinbar eine Lücke klafft. Ein klassisches Beispiel ist ‚Guten Appetit'. In den meisten europäischen Sprachen gibt es einen Ausdruck, mit dem man üblicher Weise den Beginn der Mahlzeit signalisiert: ¡Buen provecho! Buon appetito! Bon appétit! Smakeljik eten! etc. Im britischen Englisch jedoch nicht. Wenn es denn sein muss, weicht man auf das französische ‚Bon appétit!' oder die Neuschöpfung ‚Enjoy your meal!' aus, aber normaler Weise geht man direkt zum Essen über.

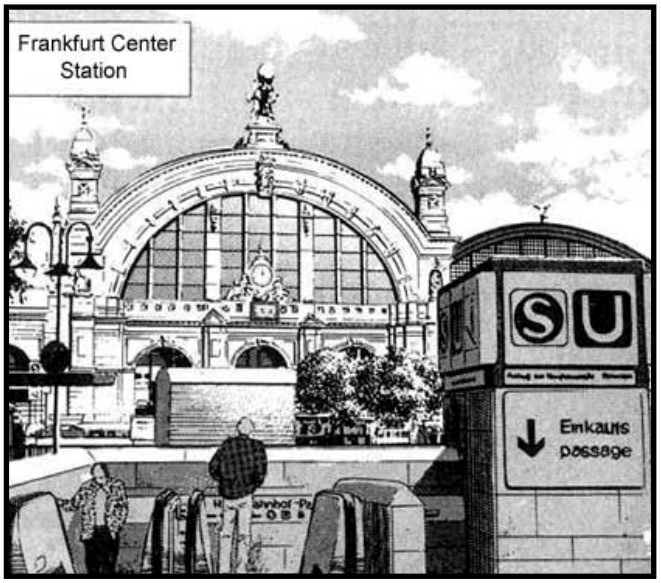
Eine solche ‚Lücke' bietet die Gelegenheit für sprachliche Kreativität. Wieso nicht ‚May this food make the hair on your toes grow thick and wooly!' (für Hobbits – das dann zu ‚grow wooly' abgekürzt werden könnte) oder ‚May this food make your ears even pointier' (für Elben) etc. Ein etwas weniger extravagantes Beispiel fand ich in meinem asiatischen Lieblingsrestaurant. Eine Leuchttafel an der Wand wünscht allen Gästen guten Appetit und tut dies auch gleich in vier Sprachen: Deutsch ‚Guten Appetit', Vietnamesisch ‚Chúc ân ngon', Chinesisch (hier haben mich meine Transkriptionskünste verlassen) und Englisch mit der Neuschöpfung ‚a good taste'. In diesem Sinne wünsche ich allen Leserinnen und Lesern im neuen Jahr gute Gesundheit, einen gesunden Appetit und bei jeder Mahlzeit ‚a good taste'. □

Einen Blick auf die pragmatischen Grußformeln im Englischen warf Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.

NACHTGESPENSTER

von g0nz0

Die Gänge sind eng und verschachtelt wie ein Labyrinth. Verwinkelte Ecken und Treppenhäuser mit aufgestapeltem Müll und Möbeln beengt, wohin man auch blickt: Der Weg verjüngt wie eine Fliegenfalle.
Im zehnten Stockwerk suche ich nach einem Fahrstuhl oder Knopf, der anzeigt, dass irgendwer im zehnten Stockwerk Hilfe braucht. Doch das Gebäude ist leer, die Fenster vernagelt und die Türen rosten schief in den Scharnieren. Ich bin wie ein Nachtgespenst! Unsichtbar verdammt aus der hohlwangigen Architektur des Gemäuers zu glotzen, aus Wasserspeiern zu geifern oder als stumpfsinnige Erscheinung auf dem Gesims zu wandeln.
Die düsteren Gänge bieten fraglichen Lebensraum für einen freien Geist. Sie sind viel eher die Stätte eines mürrischen Hirngespinsts: einer altmodischen, in Laken gehüllten Erscheinung. Ich überspringe Treppenstufen, rüttle an Türen, höre Echos nach mir rufen, in Fluren, die ins Nichts führen. Mein Sein fasst nichts mehr, mein Blick hält nichts mehr, meine armselige Schleppe hängt kraftlos und schleift spurenlos auf den Dielen: ein Nachtgespenst!
Nachtgespenster brauchen wenig Zuwendung, minimalistische Einrichtung und Ernährung wie ein Kaktus. Sie sind von kargem Gemüt, verbringen die meiste Zeit auf dem Dachboden und versuchen angestrengt in Erscheinung zu treten – aber es gelingt kaum.
Ich wäre gern eine Heimsuchung, ein Dämon oder Poltergeist. Doch meine Wirkung ist begrenzt und zwischen den Möbeln sehe ich albern aus. Ich verbringe die meiste Zeit dort. Aus Kartons ziehe ich Blechspielzeug auf, das aussieht wie ich mit einem rostigen Gesicht.
Ich scheue die spiegelnden Oberflächen. Wenn ich mich manchmal darin aufblitzen sehe, sehe ich verzerrt und wütend aus. Meine Fingernägel sind schwarz und die Hände weiß, hier und da durchzogen von dunkelblauen Venen, die irgendetwas Namenloses durch meinen Körper pumpen. Ich bin ein Vampir, der sich von blassen Erinnerungen nährt. Ein Nachtgespenst! Unsichtbar verdammt in gottverlassenen Häusern zu spuken, aus baufälligen Erkern zu lugen und Fragen in die Nacht zu rufen.
Ich bin eigentlich gar nicht hier. Man schaut durch mich hindurch, darüber hinweg, man winkt sich an mir vorbei. Ein Glasmensch. Nur eine sporadische Fluktuation, kaum wahrnehmbarer Beschlag auf einer kühlen Fensterscheibe. Ich bin kondensierte Atemluft. Eine schmelzende Schneeflocke auf der Wange. Ich bin der filigrane Riss im Eis-See der Realität.
Ich bin eigentlich gar nicht da. „Wo bist du nur wieder mit deinen Gedanken?“, hat die Mutter lächelnd gefragt und gesagt, es wird schon wieder. Damals, woanders. Dort, wo ich mal war, als ich noch da war. Jetzt bin ich nirgends und wäre gern sonst wo, oh ja, einfach so. Der Weg wäre mein Ziel. Ich wäre auf einem guten Weg, hat die Mutter lächelnd gesagt und dennoch vorbei geblickt, ins Leere, wohin ich ging.
Wo bin ich? Ich bin wohl in einer großen Stadt, oh ja, ich glaube, ich bin in einer Stadt. Ich lausche dem Lärm des Verkehrs, doch der erzählt mir nicht viel, könnte ja auch von überall herkommen, genau wie ich. Der Lärm verdichtet sich nicht und bleibt nur Getöse. Rufe in der Nacht. Eine Wolke aus Sein und aus Nichts. Wintersturm, der dir die Haare verdreht. Komm nicht hierher! Wer ist da, hab ich die Mutter gefragt und sie hat gesagt, es wäre niemand da. Niemand ist da. Ich habe doch so oft im Erker gesessen und alles war ganz nah, aus der Ferne wird es mir jetzt wieder nah. Ich bin fortgelaufen, habe mich im Schilf versteckt und bin eingebrochen. Im Winter, auf dem See. Ich weiß, ich war auf einem See. Ein Haubentaucher war dort und ist es jetzt nicht mehr.
Es saß im Schilf, das Tier, und fragte: Wer ist da?
Niemand.
Es ist niemand hier.



Ein Monster aus Deutschland

Ein japanischer Autor inszeniert einen Thriller in Mitteleuropa. Dabei zeigt er, wie überraschend real Fiktion werden kann und welches Vermächtnis der Kalte Krieg in der Mitte Europas hinterlassen hat.

von gouze

An einem verhängnisvollen Tag im Jahr 1986 vollzieht das Leben des gefeierten Hirnchirurgen Dr. Kenzo Tenma eine dramatische Wendung: Entgegen den Weisungen seiner Vorgesetzten rettet er dem jungen Johan Liebert durch eine Gehirnoperation das Leben. Zu diesem Zeitpunkt ist Tenma von Zweifeln und Schuldgefühlen geplagt, weil er zuvor von der Behandlung eines Türken abgezogen wurde, um einen sozial höhergestellten Patienten zu operieren. Der türkische Mann starb und Tenma begann, nach der Begegnung mit dessen Witwe und Kind, an dem Menschenbild der Klinikleitung zu zweifeln. Was Tenma damals nicht weiß: Johan ist kein normales Kind, sondern das Ergebnis einer perfiden Logik, nach der Menschen zu allem gemacht werden können, auch zu Monstern.

Naoki Urasawa, der „Meister der Spannung“, schrieb und zeichnete den Manga-Thriller *Monster* der von 1994 bis 2001 in Japan veröffentlicht wurde. Man wundert sich, warum Urasawa seine Geschichte fernab Asiens spielen lässt; das ist jedoch das Steckenpferd des Autors mit dem er in seinen Vorgängerwerken bereits Erfahrungen gesammelt hat. Urasawa gewinnt seine Informationen meist durch intensive Literaturrecherche, ohne „Forschungsaufenthalt“ im jeweiligen Land. Daher überrascht es sehr, mit welcher Detailtreue seine Zeichnungen und Charaktere angefertigt sind. Stadtszenerien aus Düsseldorf und München erwecken beim Leser tatsächlich das Gefühl, in einer deutschen Altstadt zu stehen. Fachwerkhäuser, Kopfsteinpflaster und die korrekte Darstellung deutscher Nummernschilder – die bisweilen nicht einmal in Hollywood gelingt – kreieren zusammen mit adäquat benannten Figuren eine dichte, authentische Geschichte.

Die von *Monster* aufgegriffenen Themen sind harter Tobak, gerade weil sich die Handlung dicht an die Historie anlehnt und den Grenzverlauf des Kalten Krieges und dessen Nachwirkungen zu einem Thriller verwebt. Für nicht-deutsche Leser ist der Übergang von Realität zu Fiktion wahrscheinlich weniger gut nachvollziehbar – oder einfach uninteressanter. Als hier Beheimateter staunt man allerdings nicht schlecht, wenn DDR-Kinderheime zu Anstalten für die psychologische Umerziehung von Kindern zu „perfekten Soldaten“ werden.

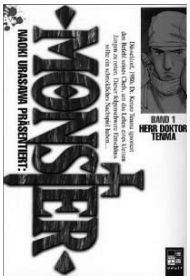
Das von Urasawa gezeichnete Bild Deutschlands liegt nach der Lektüre schwer im Magen. Und das nicht ob der mental aufreibenden Handlung, die in 162 Kapiteln zur fulminanten Vollendung gebracht wird. Was beim deutschen Leser wirklich hängen bleibt, sind die Bilder gut organisierter Neonazis, die in westdeutschen Großstädten gan-

ze Stadtviertel samt ihrer türkischen Bevölkerung niederbrennen und darauf warten, dass der nächste Hitler an ihre Spitze tritt. Die Charakterisierung Deutschlands ist aber auch auf subtilerer Ebene zu finden. Das alles in Gang setzende Schlüsselereignis kann bei der packenden Geschichte schnell vergessen werden: Der für Tenma traumatische Tod des türkischen Mannes. Dieses Ereignis zeigt nicht nur, was den Protagonisten zur Rettung des „Monsters“ trieb, sondern auch, welche Monster über Leben und Tod von Menschen entschieden, die sie als wertvoll erachten oder eben nicht.

Westdeutsche Neonazis, DDR-Kinderheime und omnipräsente Ausländerfeindlichkeit: Man könnte sich beruhigt zurücklehnen und behaupten, dass es sich hierbei nur um die Fiktion eines Japaners handelt, der gesellschaftspolitische Verhältnisse erdichtet, die so niemals eintreffen würden. Diesem Irrglauben könnte man glatt erliegen, wenn nicht die rassistischen Ausschreitungen von Rostock-Lichtenhain und Hoyerswerda in unmittelbarer Nähe zur Schöpfungsphase von Monster liegen würden. Urasawa hat lediglich ausgemalt, was hierzulande schon in Konturen vorgezeichnet war; dass die Geschichte vorerst einen anderen Lauf genommen hat, sollte kein Anlass zur Beruhigung sein. Immerhin ist erst seit der Aufdeckung des „Nationalsozialistischen Untergrunds“ und seiner Aktivitäten das Bewusstsein für die unterschätzte Bedrohung aus dem braunen Schatten wieder geschärft.

Obwohl Urasawa jenseits seiner Arbeit keinen engeren Bezug zu Deutschland hat und das Geschehen auf dem europäischen Kontinent nur aus der Distanz verfolgen kann, zeugt die Welt, die er in *Monster* erschaffen hat, von einer beeindruckenden analytischen Weitsicht, die auf ihre ganz eigene Weise erhellend sein kann.

Arigatou, Urasawa-san, für diesen diagnostischen Einblick aus der Ferne. □



Naoki Urasawa: Monster
Ehapa Comic Collection 2002
in 18 Bänden erschienen

Wer sich dieses vielschichtige Meisterwerk zu Gemüte führen will, dem sei die Lektüre der englischen Übersetzung (von VIZ Media*) empfohlen, denn das deutsche Setting wirkt aus einer „fremden“ Perspektive um einiges beeindruckender.*

Anzeige

Besuchen Sie uns ...

... in unserer **Buchhandlung**
Montag bis Samstag
von 9 bis 20 Uhr

... oder unter **www.thalia.de**
rund um die Uhr

Portofreie Lieferung ...

... zur Abholung an eine
Thalia-Buchhandlung Ihrer Wahl

... oder direkt an
Ihre **Wunschadresse**
innerhalb Deutschlands

Jetzt klicken:
www.thalia.de

Jenaer Universitätsbuchhandlung Thalia
„Neue Mitte Jena“ | Leutragraben 1 | 07443 Jena
thalia.jena-neuemitte@thalia.de
Tel. 03641 4546-0

Entdecke neue Seiten

Stöbern. Entdecken. Bestellen:
www.thalia.de

Thalia.de
Bücher, Medien und mehr

Maia George Luna zum Wohnheim-Artikel „Falsche Erwartungen und fehlende Bekenntnisse“ in *unique* 61:

Guten Tag!

Ich habe soeben euren Artikel über die Lebensbedingungen von ausländischen Studenten in Jena gelesen. Ich bin selbst eine, die längst aus der schlechten Wohnsituation raus ist. Ich hätte nie gedacht, dass es das auch in Jena gibt. Ich musste es selbst erleben, aber eben schlimmer, und zwar im Wohnheim des Studentenwerkes für Studienkollegstudenten (also für Ausländer) in Nordhausen.
Ich wohnte dort nur eine Woche, weil es zu schlimm war. Die ganze Woche war mir übel und deswegen habe ich kaum was gegessen. Das ist ein paar Jahre her aber das Wohnheim gibt es noch. Dort gab es Schimmel überall. Dem Studentenwohnheim Thüringen ist das Problem seit Jahren bekannt, aber sie tun nichts außer regelmäßig den Hausmeister zu feuern. Eben einer dieser Hausmeister, als ich mich beschwerte, so einen schlechten Wohnplatz bekommen zu haben, sagte zu mir “Dort leben eben Ausländer. Da kann man nichts anderes erwarten”. Erst mit der Hilfe des FH-Sturas bin ich da raus gekommen und musste sogar weniger bezahlen, weil die Wohnplätze für Deutsche Studenten nebenan günstiger waren!
Ich dachte mir, dass es euch vielleicht interessiert. Die Adresse ist:

Weinberghof 5a-b
99734 Nordhausen

Ich freue mich, dass all dies endlich rauskommt!

Impressum

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion:
Frank Kaltofen (V.i.S.d.P.)

Chefin vom Dienst:
Carolin Krahl

Die *unique* ist Preisträger des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thrüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

Ressortleiter:
Barbara Bushart (EinBlick)
David Leuenberger (WeitBlick)
Robert Sittner (LebensArt)
Juliane Baars (WortArt)

Redaktion:
Alexandra Ullrich, Anja Mikheeva, Anne Stein, Barbara Bushart (Babs), Belind Hajy (Makito), Carolin Krahl, Christoph Matiss (Chrime), David Leuenberger, Elisa Haase, Finja Wiebe, Frank Kaltofen, Jenny Distler, Juliane Baars (julibee), Lutz Granert (LuGr), Martin Repohl, Michaela Meißner (gouze), Philipp Ebert, Ralf Rohmann (gOnzO), Rebecca Hadler (bexdeich), Robert Sittner, Stefan Laser (Laser), Stephanie Nicolai (Sena),

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:
Katja Paulke, Najola Martina, Patrycja Kniejska, Prof. Dr. Thomas Honegger, Ulrike Linsel sowie den deutschen Teilnehmern der Weimar Summer School 2012

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 12. Jahrgang
Satz & Layout: Carolin Krahl, Frank Kaltofen, Michaela Meißner

Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben
Onlinebetreuung: Patrick Mehner, Frank Kaltofen, Michaela Meißner
Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Titelbildgestaltung: Carolin Krahl & Michaela Meißner
Schnappschüsse S. 19 & S. 27: © Austen Spanka

Seite 4 oben: Silvester Tamas | Seite 5 oben: Pro-Fun Media Seite 5 Mitte: Ehapa-Verlag | Seite 8: William John Gauthier Seite 11: Silvester Tamas | Seite 12: flickr (User vamapaul) Seite 15 & 16: privat | Seite 17: privat | Seite 20: Tanja Djordjevic | Seite 24: IPON | Seite 25: privat | Seite 28: André Helbig | Seite 29: Universal | Seite 30: Pro-Fun Media | Seite 32: privat | Seite 34: Robert Huffstutter | Seite 36: Ehapa-Verlag

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, insofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden.
Mehr Informationen unter:
creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Förderer:
Internationales Büro und Rektoramt der FSU sowie

Leserin Doris Heinze schreibt uns
(zu „Die Person dahinter" in Ausgabe 61):

Werte Redaktion der *unique*!
Seit vielen Jahren nutze ich als Gasthörer die Angebote der Universität. Dazu gehört für mich auch die Lektüre der studentischen Zeitungen. In der neuesten Ausgabe Eures Interkulturellen Magazins fand ich einen Beitrag, den ich mit besonderen Interesse las, die "Studie",die sich zur Integrationspolitik in Jena äußerte und einige ausländische Studenten zu Wort kommen ließ. In der Aussage der Studentin Asma, daß sie das Gefühl habe - vor allem bei älteren Leuten - daß diese "Willkommen in Jena" sagen, fühlte ich mich bestätigt. Seit 10 Jahren habe ich (zusammen mit einigen anderen Seniorinnen) gute Kontakte zur jüdischen Gemeinde in Jena, wir unterstützen einige jüdische Migranten bei der Verbesserung ihrer deutschen Sprachkenntnisse und haben deshalb auch vor 5 Jahren eine Begegnungsgruppe Judentum gegründet, in der sich jüdische und nichtjüdische Menschen einmal monatlich treffen. Wir nutzen die Integrationsbemühungen der Stadt für uns im Sinne der Inklusion. Weltoffenheit ist ein Gefühl, das wir auch für uns selbst erleben wollen. [...]

Anzeige

Sarah Teicher meint zum Wohnheim-Artikel sowie zur Ausgabe 61:

Kompliment für die aktuelle Ausgabe - ihr habt es wirklich geschafft, auf nicht tragbare Zustände aufmerksam zu machen! Und das, ohne permanent den schulmeisterlichen Zeigefinger zu erheben. Will sagen: Fühle mich nicht nur informiert, sondern mit Blick auf die Gesamtausgabe auch gut unterhalten.

Ste O en dagegen ist mit Blick auf das Wohnheim Naumburger Straße der Meinung:

Ständig das Haus durch den Dreck zu ziehen halte ich für unfair.

Anzeige

Die lange Nacht der Hausarbeiten

Donnerstag, 07.03.2013
18 Uhr bis zum Morgengrauen
CZS 3, Hörsaal 6 & SR 113 + 114

Kontakt/Anmeldung:
Schreibzentrum „SchreibenLernen"
Telefon 03641 931027
E-Mail schreibenlernen@uni-jena.de

Anzeige

GIVE ME FIVE

Das Jugend+Studenten-Abo von Theater&Philharmonie Thüringen

5 Vorstellungen Deiner Wahl für nur 25,– Euro!*

Das Jugend+Studenten-Abo und alle Informationen erhältst Du im Besucherservice in Gera und Altenburg im Theater.

*Gilt nicht für Sonderveranstaltungen und Gastspiele

BÜHNEN DER STADT GERA
LANDESTHEATER ALTENBURG

www.tpthueringen.de